
D 4065 E
DER STERN
Nr. 6 · Juni 1970 · 96. Jahrgang



Worte der Inspiration

VON EZRA TAFT BENSON vom Rat der Zwölf

Die Aufforderung des Apostels Paulus ist sehr zeitgerecht: „Ziehet an die Waffenrüstung Gottes, daß ihr bestehen könnt gegen die listigen Anläufe des Teufels. Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Mächtigen und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in dieser Finsternis herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel" (Epheser 6:11, 12).

Aus den Briefen und Zeitungsartikeln, die täglich auf meinen Schreibtisch gelangen, spricht die lähmende Angst heller Menschen, besonders besorgter Eltern in meiner eigenen und in anderen Nationen — die Angst, wir könnten alles verlieren, was uns lieb und teuer ist, und wir könnten es sehr bald verlieren. Wir stehen heute einem immer weiter um sich greifenden Bösen gegenüber. Dieses heimtückische, zersetzende Böse offenbart sich in unserer Musik, in der Perversion des Sexuellen, in der Kunst, in der sogenannten Sexual-Erziehung ... Dieses Böse zeigt sich im ständig wachsenden Gebrauch von Rauschmitteln, in den Illustrierten und den Untergrundzeitschriften der Jugend, im Fernsehen, in den Filmen und Radioprogrammen.

Wir können die gottlosen Kräfte besiegen, die uns bedrohen. Ja, mit der Hilfe des Allmächtigen können wir, müssen wir den Kampf gegen die bösen Mächte gewinnen, die uns schon zu überwältigen scheinen. Die ewigen Wahrheiten Gottes, die Er durch Seine Propheten offenbart hat, haben sich nicht geändert und werden sich nicht ändern. Laßt uns „die Waffenrüstung Gottes" anziehen, damit wir bestehen können „gegen die listigen Anläufe des Teufels". Das ist der einzige Weg, der zu Sicherheit führt.

Gott ist nicht tot. Er lebt, denn Er ist erschienen — zusammen mit Seinem geliebten Sohn — in unseren Tagen. O

Inhaltsverzeichnis

Zum Titelbild: Nur wenig Ereignisse am Rande der Geschichte des Buches Mormon haben die Phantasie der Leser so sehr in Anspruch genommen wie die Szene, wo Moroni etwa im Jahr 421 n. Chr. die Platten vergraben hat. Kaum eine Beschreibung dieses Ereignisses kann so beredt sein wie das kürzlich fertiggestellte Gemälde, das wir auf der Titelseite reproduziert haben. Im Auftrag der Kirche hat der bekannte amerikanische Illustrator Tom Lovell das Bild gemalt; es wird in sämtlichen Informationsbüros der Kirche auf der ganzen Welt verwendet werden: O

„Moroni vergräbt die Platten"

DER STERN

OFFIZIELLES ORGAN DER KIRCHE JESU CHRISTI DER HEILIGEN DER LETZTEN TAGE FÜR DIE DEUTSCHSPRACHIGEN PFÄHLE UND MISSIONEN

Juni 1970
96. JAHRGANG · NUMMER 6

Verlag und Herausgeber:
Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage
Frankfurt am Main,
Ditmarstraße 9

Redaktion:
Thomas S. Monson
Doyle L. Green
Redaktionsassistent:
Harry Bohler

Layout:
Harry Bohler

Vertrieb:
DER STERN
6 Frankfurt am Main,
Mainzer Landstraße 151

Bestellungen nehmen die Sternagenten in den Gemeinden oder der Verlag entgegen. DER STERN erscheint monatlich und kostet pro Jahr DM 12,—, sfr. 13.—, öS 75,—; Übersee $ 3.50 (DM 14,—).

Druck:
Paul Giese KG,
Offenbach am Main



O Jugend, bewahre, was dir anvertraut ist!

VON PRÄSIDENT DAVID O. McKAY

„Niemand verachte deine Jugend", schrieb Paulus an seinen jungen Missionsgefährten Timotheus, „sondern sei ein Vorbild den Gläubigen im Wort, im Wandel, in der Liebe, im Glauben, in der Reinheit" (1. Timotheus 4:12).

Paulus und die damaligen Kirchenführer wußten genauso wie wir heute, in der Evangeliumszeit der Erfüllung, was für eine Kraft in der Jugend steckt, was für ein Mut, was für eine Überzeugung.

Am Schluß des Briefes ist die eindrucksvolle Bitte zu lesen:

„O Timotheus! Bewahre, was dir anvertraut ist!" (1. Tim. 6:20).

Jeder Mann und jede Frau haben etwas, was ihnen anvertraut ist und was sie bewahren sollen. „Vertrauen zu genießen ist ein größeres Lob, als geliebt zu werden", hat jemand sehr treffend gesagt. Jeden Tag gibt es etwas, was Mut erfordert, körperlichen Mut. Möge aber jede unserer Handlungen auch durch sittlichen Mut beeinflußt sein. Aus den Blättern der Weltgeschichte strahlt uns manch ein Bericht entgegen von treuen Menschen, die bewahrt haben, was ihnen anvertraut war: die im Angesicht von Schwierigkeiten, ja selbst des Todes nicht davon abgegangen sind: Joseph in Ägypten, der von Potiphars Frau versucht wurde; Daniel vor den gottlosen Herrschern Babylons; Petrus und Johannes vor dem Sanhedrin; Paulus in Ketten vor dem König Agrippa; Joseph Smith im Gefängnis, als er die lästernden Wachen zum Schweigen brachte — all diese und zehntausend andere Führer der Menschheit veranschaulichen, was für Stärke es braucht, um das Kostbare zu bewahren, „was dir anvertraut ist".

Die meisten kostbaren Gaben, die uns anvertraut sind, bekommen wir, ohne daß wir uns darum anzustrengen brauchen, ja, manchmal sogar, ohne daß wir sie verdienen. Das Leben selbst ist eine Gabe, und das gleiche gilt für einen gesunden Körper, einen normalen Geist. Gesundheit bedeutet Reichtum. Manche Menschen vergeuden sie sinnlos, wie es der verlorene Sohn im Gleichnis getan hat.

Ein klarer Verstand kann nur in einem gesunden Körper gedeihen; und zum Glücklichsein bedarf es der körperlichen Gesundheit ebenso wie des inneren Friedens. Wenn jemand ein reinrassiges, nervöses Pferd mit der Peitsche bearbeiten und am Zügel reißen wollte, so würden wir ihm jegliche Fähigkeit, mit Pferden umzugehen, absprechen; wir sehen ihn als Dummkopf oder Bösewicht an, der auf diese Weise ein erlesenes Tier ruiniert. Genauso ist es aber auch mit einem, der seine jungen Nerven mit Reizmitteln ruiniert oder sein Gewissen mit heimlichen, sündigen Handlungen belastet. Kraft

und Gesundheit — heilige Dinge, die uns anvertraut sind!
Junge Leute ergeben sich manchmal irgendeiner schlechten Gewohnheit, um beliebt zu sein. Wenn jemand beharrlich seine Gesundheit und seinen Charakter aufs Spiel setzt, um beliebt zu sein, so ist das ein törichter Mensch. Es ist ja so, daß ein Mann, der um der Beliebtheit willen den Versuchungen nachgibt, gerade das verliert, was er so gerne haben möchte; während jemand, der seinen Grundsätzen treu bleibt, die Achtung seiner Umgebung gewinnt.

Ein höchst dankenswertes Wort der Mahnung an die Jugend lautet: Bewahre den guten Namen, der dir anvertraut ist! Wollte doch jeder junge Mensch erkennen, was für eine Pflicht und Aufgabe es ist, ein Sohn zu sein!

Die dritte Verpflichtung, die uns übertragen ist, besteht darin, den guten Ruf der Kirche zu wahren. Man kann als Mitglied der Kirche nicht irgend etwas offenkundig Falsches tun, ohne zugleich auf die ganze Kirche ein schlechtes Licht zu werfen. Auf dieser Welt wird diejenige Kirche bestehen bleiben, die die besten Männer und Frauen hervorbringt. Wir haben von der Kirche alle möglichen Vorteile und Wohltaten angenommen; sie hat uns geholfen. Wir sind nun verpflichtet, der Kirche zu helfen; sie verlangt von uns als Gegenleistung, daß wir genügend Männlichkeit und Fraulichkeit beweisen, um inmitten einer feindlichen Umwelt die Grundsätze der Kirche hochzuhalten. Diese Grundsätze sind im dreizehnten Glaubensartikel so schön zusammengefaßt:

„Wir glauben daran, ehrlich, getreu, keusch, wohlwollend und tugendhaft zu sein und allen Menschen Gutes zu tun; in der Tat können wir sagen, daß wir der Ermahnung Pauli folgen: ‚Wir glauben alles, wir hoffen alles'; wir haben vieles ertragen und hoffen fähig zu sein, alles zu ertragen. Wo etwas Tugendhaftes, Liebenswürdiges oder von gutem Rufe oder Lobenswertes ist, trachten wir nach diesen Dingen."

Noch eine weitere Gabe ist uns anvertraut, aber dies ist etwas, wo wir auch selbst danach streben müssen und ein rechtschaffenes Leben führen müssen, um es zu erlangen. Ich meine die Überzeugung, die sichere Gewißheit, daß Christus Gott ist.

In der Erzählung von Hiob wird uns von einem Mann berichtet, dem der Herr jegliche Segnung gewährt hat. Er besaß ein gutes Heim, gute Söhne und Töchter, weites, fruchtbares Ackerland, viele Herden und viele Knechte zu ihrer Betreuung. Ihm stand irdischer Reichtum zur Verfügung. Er hatte viele Freunde und besaß einen guten Ruf. Er genoß Ansehen bei den Menschen und Gunst bei Gott. Da wurde ihm plötzlich all dies genommen, mit einemmal weggefegt. Durch Tod und Feuer, durch räuberische Sabäer und Chaldäer verlor er seine Herden und Knechte. Ein Wüstensturm nahm ihm Söhne und Töchter. Er selbst wurde von einer ekelerregenden Krankheit befallen, so entsetzlich, daß er sich von den übrigen Menschen absonderte, sich mit einem Scherben schabte und in der Asche saß. Nicht einmal seine Frau spendete ihm noch Trost, sondern sprach zu ihm: „Sage Gott ab und stirb!"

Hiob hatte aber einen Besitz, den ihm weder Diebe noch Feuer, weder Sturm noch der Tod selbst rauben konnten: das Zeugnis von dem lebendigen Gott. Mitten in seiner Trübsal rief er vor denen aus, die ihn gern trösten wollten:

„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und schließlich tritt Er doch auf Erden auf.
Und wenn auch meine Haut zerschlagen ist: Ich schaue Gott in meinem Leibe!
Den ich für mich ersehne, den sehe ich allein und niemand sonst; mag auch das Herz mir in der Brust hinschwinden."

So ein Zeugnis ist die größte Gabe, die man im Leben haben kann. Sie läßt sich nicht in Trägheit finden, sondern im Fleiß; nicht in Unehrlichkeit, sondern im rechtschaffenen Wandel; nicht in niederen Trieben, sondern in der Selbstbeherrschung; nicht in Trunkenheit, sondern in der Mäßigung; nicht in Ausschweifung, sondern in der Keuschheit; nicht in Haß, sondern in der Liebe; nicht in Furcht und Zweifel, sondern im Glauben. Sie findet sich in der Verheißung Jesu: „Wenn jemand will den Willen tun meines Vaters im Himmel, der wird innewerden, ob diese Lehre von Gott sei oder ob ich von mir selbst rede."

Und die Gewißheit, daß die Evangeliumsgrundsätze, sofern man sie anwendet, Frieden und Glück in die geschlagene Welt zu bringen vermögen und daß das Evangelium Jesu Christi in seiner Ganzheit wieder auf Erden vorhanden ist — diese Gewißheit soll man hüten wie eine „köstliche Perle".

Ich habe nur einiges von dem aufgezählt, was der Jugend unserer Kirche anvertraut ist: Gesundheit, der wertvolle gute Name, die Segnungen und Möglichkeiten, die die Kirche uns bietet, und schließlich die Mittel und Wege, wie man ein Zeugnis von der Existenz Gottes, von der göttlichen Sendung Seines geliebten Sohnes und von der Wiederherstellung des Evangeliums Jesu Christi erlangen kann.

Und da uns nun diese Gaben und Pflichten zu treuen Händen gegeben worden sind, möchte ich die Mahnung des Apostels Paulus frei zitieren: „O Jugend! Bewahre, was dir anvertraut ist!"

Möge Gott euch die Kraft schenken, dies zu tun.

Moroni

VON RICHARD J. MARSHALL

Jeder, der einmal das Buch Mormon gelesen hat, kann nicht anders als sich fragen, unter welchen Umständen Moroni schließlich die goldenen Platten am Hügel Cumorah verborgen hat. — In welcher Jahreszeit zum Beispiel mag er die Platten versiegelt haben, die keinem Sterblichen offenbart worden sind, bis er sie persönlich vierzehnhundert Jahre später dem jungen Joseph Smith zeigte?

Die Leser des Buches Mormon und alle, die von seiner Botschaft hören, werden eine kürzlich vollendete Darstellung der Einzelheiten zu würdigen wissen. Der bekannte amerikanische Maler Tom Lovell hat die wenigen uns bekannten Tatsachen dieses Ereignisses mit wohlüberlegten Mutmaßungen verbunden. Sein Gemälde zeigt Moroni im Schnee kniend, hinter der einsamen Gestalt mächtige Bäume. Es ist dies ein großer Augenblick. Moroni faltet die Hände, legt sie auf den heiligen Bericht und spricht erhobenen Hauptes, mit geschlossenen Augen ein Gebet — vielleicht weiht er das Versteck und seinen wertvollen Inhalt. Die metallenen Platten spiegeln das Mondlicht wider. Man kann den Umriß von Labans Schwert sehen. Frisch aufgewühlte Erde ist über den Schnee verstreut.

Dennoch wird hier nicht ein hilfloser, verzweifelter Mann dargestellt, einziger Überlebender einer großen Nation. Die nackten Arme zeigen die Stärke des Kriegers; das gegen den Himmel gerichtete Gesicht die besonnene Willenskraft eines Propheten. Dieser Mann hat geschrieben: „. . . Ich habe keine Freunde und weiß nicht, wohin ich gehen soll, und weiß auch nicht, wie lange der Herr mich leben lassen wird" (Morm. 8:5).

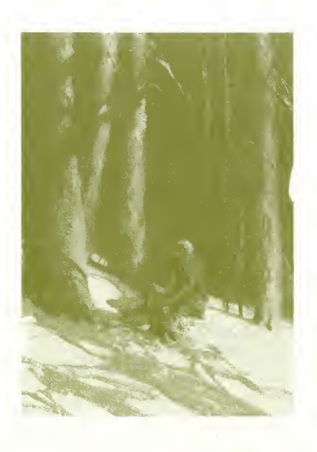
Ferner, warum wird er mit grauem Haar, zerrissener Kleidung abgebildet? Dieser Mann war sicher nicht mehr jung. Aufmerksame Leser des Buches Mormon haben darauf hingewiesen, daß Moroni vermutlich als junger Mann die letzte große Schlacht von Cumorah überlebte, die zwischen 385 und 400 n. Chr. stattfand. Nach den letzten Vorbereitungen für den Kampf bei Cumorah vergingen etwa 36 Jahre, ehe er seine Schriften abschloß. Sein Vater war wohl 74 Jahre alt, als er 384 n. Chr. feststellte, er beginne alt zu werden. Moroni könnte Anfang zwanzig oder noch jünger gewesen sein, auch dreißig oder vierzig, als er das Kommando über zehntausend Soldaten bei Cumorah übernahm. Nach der entscheidenden Schlacht ist uns nichts über eine Heim- oder Ruhestätte Moronis bekannt. Er irrte herum, ständig in Gefahr, von den Lamaniten ergriffen und getötet zu werden. Seine Kleidung zeugt nun nicht mehr von der nephitischen Kultur und Kunstfertigkeit. Möglicherweise sind es einfach Felle gewesen. Doch an seinem Arm fällt uns der gleiche Reif auf, der bereits — wie in einem früheren Gemälde dargestellt — am Arm seines Vaters Mormon zu sehen war. (Siehe *Era,* April 1968, Seite 12.)

Einziges Zeichen seiner Belesenheit sind die Platten. Moroni war ein gebildeter Mann, der geschrieben hat: „Sehet, wir haben diesen Bericht unserer Kenntnis entsprechend in den Schriftzeichen geschrieben, die unter uns die verbesserten ägyptischen genannt werden; sie wurden uns überliefert und von uns nach unserem Sprachgebrauch verändert.

Wären unsere Platten groß genug gewesen, dann hätten wir hebräisch geschrieben; aber auch das Hebräische ist von uns verändert worden; wenn wir hebräisch hätten schreiben können, sehet, dann wären keine Unvollkommenheiten in unserem Bericht gewesen" (Morm. 9:32-33).

Einige Leser haben festgestellt, daß Moroni das Buch um 400 n.Chr. scheinbar abschließt, vielleicht in dem Glau-

ben, er werde nichts mehr hinzufügen, wie er auch ausgedrückt hat: „Sehet, ich höre auf, von diesem Volk zu reden. Ich bin der Sohn Mormons, und mein Vater war ein Nachkomme Nephis" (Morm. 8:13). Nachdem er meinte, seinen Geschichtsbericht beendet zu haben, ist es möglich, daß er die Platten verborgen hat: dies in der Absicht, wiederzukommen, noch mehr zu schreiben, zu übersetzen und zusammenzufassen. Vielleicht hat er aber auch die Platten überallhin mit sich genommen.



Am 25. April 1877 sagte Präsident Brigham Young zu Warren S. Snow, als sie auf dem Platz verweilten, der für den Tempel in Manti bestimmt war: „Hier ist die Stelle, wo der Prophet Moroni stand und dies Stück Land zum Tempelplatz weihte; und das ist der Grund, warum dieser Ort hier gewählt worden ist: wir können keine andere Stelle nehmen."

Anscheinend ist Moroni genügend Zeit geblieben, daß er sich der Wichtigkeit seiner Berufung zum Verwalter der heiligen Berichte bewußt werden konnte.

Einige haben darauf hingewiesen, daß Moroni seine Arbeit zuerst bei Mormon 8:13 beendet haben könne. Das wird dadurch bestätigt, daß er weiterschreibt, lange nachdem er angedeutet hat, er habe „nur wenige Dinge zu schreiben" und er „höre auf, von diesem Volk zu reden" (Morm. 8:1, 13). Trotzdem fügt er nach diesen Bemerkungen noch bedeutend mehr hinzu und weist darauf hin, daß dies zu einem späteren Zeitpunkt erfolgt sei. Dazu gehören: das lange Kapitel Mormon 9, die Übersetzung der Schriften Ethers und abschließend ein nach ihm benanntes Buch. Die letzte überlieferte Zeitangabe ist 421 n. Chr. So ist es ein erfahrenerer, um vieles





älterer Mann, der hier im Schnee kniet und Vorbereitungen trifft, das zweite Zeugnis für Christus zu verbergen — vielleicht ein einsamer Mensch, doch einer, der immer zu seinem Zeugnis gestanden hat: „Und ich, Moroni, will Christus nicht verleugnen" (Moro. 1:3). Er ist es, der zu jenem Engel wurde, den Johannes in seiner Vision gesehen hat: „ . . . der hatte ein ewiges Evangelium zu verkündigen denen, die auf Erden wohnen . . ." (Offbg. 14:6). Die Erkenntnis der Heiligen der Letzten Tage, daß Moroni wirklich der Engel gewesen ist, auf den Johannes hinweist, wurde am 3. November 1831 in Hiram, Ohio, von dem Propheten Joseph Smith untermauert, als ihm der Herr offenbarte: „O ihr Bewohner der Erde, ich habe meinen Engel gesandt, der mitten durch den Himmel flog und das ewige Evangelium brachte. Er ist einigen erschienen und hat es den Menschen übergeben . . ." (L.u.B. 133: 36).

Ironischerweise sind Moronis Abschiedsworte im letzten Kapitel „an meine Brüder, die Lamaniten . . ." (Moro. 10:1) gerichtet. Er gibt ihnen Zeugnis von Christus und ermahnt sie in Vers 4 ernsthaft.

Diese Schriftstelle wird häufig von unseren Missionaren verwendet, um den Menschen, die die Kirche prüfen, zu der Überzeugung zu verhelfen, daß das Buch Mormon wahr ist.

In dem neuen Gemälde von Lovell erscheint uns der Prophet, Krieger und Wanderer nicht mehr so verlassen und einsam, wenn wir seinen Abschiedsgruß — den letzten Vers seiner Schriften — lesen: „Und nun sage ich euch allen Lebewohl. Ich gehe bald zur Ruhe ins Paradies Gottes ein, bis sich mein Geist mit meinem Körper wieder vereinigt und ich siegreich hervorgebracht und durch die Luft getragen werde, um euch vor den angenehmen Schranken des großen Jehova, des ewigen Richters der Lebendigen und der Toten zu treffen. Amen" (Moro. 10:34).







Diese Skizzen des Malers Tom Lovell zeigen die fortschreitende Entwicklung des Gemäldes. Beachten Sie des Künstlers Experimente mit dem Bildraum und der Kopfstellung Moronis. ○

Die köstliche Perle in neuem Blickwinkel

2. Teil: Dürften wir vielleicht Ihren Ausweis sehen?

VON DR. HUGH NIBLEY (Fortsetzung)

Wenn einer meiner Schüler eine so völlige Unwissenheit in Ägyptisch bewiese wie Joseph Smith, dann würde ich ihm bei der Prüfung die absolut schlechteste Note geben[8]." Verstünde er [Dr. Widtsoe] etwas von der linguistischen Arbeit auf dem Gebiete der Hieroglyphen, so würde er so eine Frage nicht stellen. Jeder Altphilologe weiß, daß das einstimmige Zeugnis von acht Gelehrten so gut ist wie das von achtundachtzig[9]." Jeder Altphilologe weiß gar nichts dergleichen, aber was für ein Theater macht doch Dr. Mercer daraus!

Im Jahre 1953 bat ein eifriger Sammler von antimormonischen Leckerbissen Professor Mercer um Auskunft, ob er noch immer dieselbe Haltung einnähme wie in den Jahren 1912 und 1913. Der Gelehrte antwortete ihm brieflich: „Ich bin ganz sicher, daß sich meine Meinung über diesen Gegenstand nicht geändert hat; denn die Übersetzung war so klar und deutlich[10]." Noch immer reitet er auf der Übersetzung herum, auf der "klaren und deutlichen" Übersetzung — und dabei hat niemand auch nur ein Wort übersetzt! Bei der Auseinandersetzung mit den Mormonen hält sich Mercer an die linguistische Streitfrage; denn nur auf diesem Gebiet sind die Mormonen durchaus im Nachteil, wie er meint. „Dies ist ein rein literarischer und wissenschaftlicher Test." „Wenn sich eine feindselige Stimmung zeigt, dann nur aus sprachlichen, nicht aber aus religiösen Gründen ... Die Gelehrten hatten das Gefühl, der Gegenstand sei es in linguistischer Sicht nicht wert, daß sie ihre kostbare Zeit daran verwendeten ... Sie verurteilten [Joseph Smiths Werk] aus rein sprachlichen Gründen", und die Mormonen verdienen nichts anderes als „Verachtung, weil der Prophet im sprachlichen Bereich so plump vorgegangen ist", usw.[11]. „Die Übersetzung ist in jeder Einzelheit völlig falsch", hatte Mercer verkündet, und er mußte es ja wissen, denn alle ägyptischen Dokumente „lassen sich verhältnismäßig leicht lesen[12]".

Die Mormonen, die Mercer als bloße „Laien auf dem Gebiet des Ägyptischen" abtut, brauchen aber die Geißel seiner Verachtung nicht allzu schmerzhaft zu empfinden, denn auch Mercers Kollegen, darunter die bedeutendsten Ägyptologen aller Zeiten, bekamen seine beißenden Widerlegungen zu spüren; sogar seine Mitbrüder im Spaldingschen Komitee entgehen nicht seinem zweischneidigen Schwert der Wissenschaft und des Gelehrtentums. Als der große Breasted, Mercers Lehrer, sein *Dawn of Conscience* (Dämmerung des Gewissens) veröffentlichte — eines der lebhaftesten und originellsten Bücher, die über Ägypten geschrieben worden sind —, hatte Mercer als Herausgeber und Rezensent der kurzlebigen Zeitschrift „Egyptian Religion" nichts weiter zu melden als: „In diesem Buch wird kaum etwas Neues geboten", und er schalt den Verfasser wegen der „übertriebenen Verwendung von Superlativen ... einigermaßen irritierend, um so mehr, als einige Superlative nicht berechtigt sind[13]". Mercer gibt freilich nie bekannt, warum die Superlative unberechtigt sind, es sei denn aus dem Grund, daß die echten, wirklichen, vorsichtigen Gelehrten sich niemals des Gebrauchs von Superlativen schuldig machen. Er erhebt seine Stimme gegen Breasted, weil dieser für ein Dokument ein bestimmtes Datum festgesetzt habe, und dies sei „ein Beispiel von allzuviel Vermutung auf seiten des Verfassers"; er stützt aber seine Kritik nicht etwa durch Gegenbeweise, sondern benutzt nur die kluge und gelehrte Redensart: „Herkunft und Echtheit lassen sich nur sehr schwer bestimmen und festlegen." Daran hätte Mercer denken sollen, als er die Faksimiles so leichthin vom Tisch fegte. Er gibt uns ja folgende Warnung, wenn wir die Arbeit Breasteds lesen: „Der Leser muß sich vor den Folgen einer Begeisterung hüten, die zwar an sich gerechtfertigt, aber nicht immer zweckdienlich ist, wenn man zu einem verläßlichen Ergebnis gelangen möchte." All das wird sehr besorgt, wenn auch ein wenig gönnerhaft vorgebracht, wie es sich für einen umsichtigen Wissenschaftler und Gelehrten geziemt. Er sagt uns, daß Breasteds „,Messianismus' sich in ägyptischen Texten nicht finden (läßt), mit wieviel diesbezüglicher Sehnsucht man sie auch studieren und interpretieren mag. Breasted hat sein möglichstes getan, um ihn aufzufinden, aber es muß dem Leser überlassen bleiben, sich darüber ein Urteil zu bilden[14]."

Wieder dasselbe: Anstatt zu zeigen, worin Breasted irrt, überläßt Mercer die Entscheidung dem Leser — eine eigentümliche Art und Weise, wenn man bedenkt, daß gerade er die fachliche Autorität anbetet und den Laien nur eben so am Rande duldet. Genauso, wie in seinem Verhalten gegenüber den Mormonen ein Jahrzehnt zuvor, gibt Mercer als Rezensent der *Egyptian Religion* dem Leser selten irgendeine andere Stütze als nur seine Meinung — Wenn aber seine Meinung im Gegensatz zu der eines Giganten wie Breasted steht, was sollen wir dann davon halten?

In einer weiteren Besprechung kritisiert Mercer den For-

scher S. H. Hooke, weil dieser zur Verteidigung seines „Patternismus“ genau dieselbe Methode angewendet hatte wie Dr. Mercer selbst, als er seinen Angriff gegen die Köstliche Perle richtete: „Nachdem er seine Theorie formuliert hatte, nimmt er sechs Gelehrte — Fachleute auf dem Gebiet der Orientalistik — und versucht mit ihrer Hilfe seine Theorie zu veranschaulichen oder zu beweisen.“ Eine solche Methode hält er aber für allzu „erfinderisch“ und unzuverlässig[15]. Aber war es nicht gerade Mercer, der kurze Zeit zuvor darauf bestanden hatte, daß die „einstimmige Meinung der Gelehrten unangreifbar“ sei? Hatte er nicht behauptet, „die faktische Übereinstimmung von elf zugegebenermaßen fachkundigen Orientalisten“ sei der letzte Beweis und „das einstimmige Zeugnis von acht Gelehrten [ist] so gut . . . wie das von achtundachzig“? Mit genau denselben Worten wie beim Angriff auf die Mormonen bemerkt Mercer, daß Professor Blackmann mit seinen Hilfestellungen in Wirklichkeit „einen tödlichen Schlag gegen die ‚Pattern'-Theorie des Verfassers“ führt, indem er die Meinung äußert, „das ursprüngliche ‚Pattern' [sei] nicht in Ägypten entstanden . . . , sondern dorthin importiert worden[16]“. Dabei ist die ägyptische Herkunft bei der „Pattern“-Theorie gar nicht der wesentliche Punkt! Mercer ist am Wesentlichen vorbeigegangen, aber wie vertraut klingen doch seine tadelnden Worte! Kurz zuvor hatte derselbe Mercer das wahrhaft großartige Werk A. Jeremias', *Der Kosmos von Sumer*, in zwei Sätzen mit vernichtender Endgültigkeit abgetan: „Natürlich hat Dr. Jeremias seine eigene, sehr sonderbare Weise, die kosmischen Vorstellungen der Alten zu deuten . . .[17]“. „Natürlich“ — ja, das stimmt; denn auf diese Weise ist Jeremias zu einem großen Gelehrten geworden; aber für Mercer ist dies die unverzeihliche Sünde des Abweichens von den ehrwürdigen Traditionen des Establishments. Erläuterungen sind daher gar nicht notwendig: Mercer schickt Jeremias mit einer professoralen Handbewegung weg.

Noch herablassender verfährt er mit Arthur Weigall, seit 1905 Generalbevollmächtigter der ägyptischen Regierung für Altertümer und Verfasser einer eindrucksvollen Liste von archäologischen Arbeiten. „Weigalls akademische Vergangenheit hat ihn dennoch nicht befähigt, sehr tief in die komplizierten Probleme der Herausgabe und Übersetzungen von Texten und deren Kommentierung einzudringen . . . seine mangelnde Ausbildung in der Philologie hat ihn in ernstliche Schwierigkeiten gebracht[18].“ Immer wieder die Sache mit der Sprache! Schwerwiegender ist allerdings seine leichtfertige Verurteilung der Arbeit eines der bedeutendsten Ägyptologen überhaupt, Hermann Junker: „Seltsamerweise“, sagt Mercer und spricht von Junkers grundlegender Hypothese, „seltsamerweise meint er, Beweise für einen ursprünglichen Glauben an einen einzigen großen Weltgott gefunden zu haben. Für mich ist das ein Anzeichen dafür, daß er das Wesen des primitiven Denkens und der primitiven Erkenntnis völlig mißverstanden hat[19].“ Und worin hat der große Junker versagt? „Seine Vorstellung von einem primitiven Universalgott im alten Ägypten [ist] auf keinerlei tatsächlichen Fakten gegründet[20].“

Dies ist eine wirklich schwere Anschuldigung; aber Dr. Mercer nimmt sich nicht die Mühe zu zeigen, worin die tatsächlichen Fakten bestehen sollten: er gibt sich damit zufrieden, der soliden Erstarbeit Junkers die Ansichten der zeitgenössischen Anthropologie entgegenzustellen[21]. Wir können es entschuldigen, wenn er E. W. Osterleys und T. H. Robinsons berühmte *Einführung in die Bücher des Alten Testaments* als praktisch wertlos zur Seite schiebt[22], aber wenn er den unsterblichen A. Erman der Nachlässigkeit auf seinem Spezialgebiet zeiht, fragt man sich, ob Mercer nicht doch zu weit geht: „Wie viele andere Ägyptologen, die über dasselbe Thema geschrieben haben, verwendet Erman den Ausdruck ‚Monotheismus' in einem sehr vagen Sinn und ohne zu definieren, was er unter ‚Monotheismus' versteht“ — obwohl Erman über dieses Thema ein ganzes Buch geschrieben hat. Mercer ist aber so freundlich und gibt bekannt, daß er selbst an „modernen, wissenschaftlichen Monotheismus“ glaubt, was immer dies bedeuten mag[23].

Zu den letzten Hilfstruppen, die Dr. Spalding zu Hilfe kamen, als dieser sich in den widersprüchlichen Aussagen der übrigen Fachleute gefangen sah, gehörte Professor George A. Barton. Und wie verfährt Dr. Mercer mit Professor Barton? Über dessen *Semitic and Hamitic Origins* schreibt Hochwürden Mercer: „Alle derartigen Sammlungen von Schlußfolgerungen, Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten müssen früher oder später der Verwerfung anheimfallen“, und gerade das vorliegende Buch „enthält allzu viele unrealistische und kühne Schlußfolgerungen, als daß es diesem Schicksal entgehen könnte[24]“. Besonders im Umgang mit Ägyptologie, so meint Mercer, habe Dr. Barton sich „einige besonders krasse Schnitzer zuschulden kommen lassen“. „Durch das ganze Buch hindurch finden sich allzuoft Hypothesen ohne ausreichende Grundlage . . . der Leser muß jede Aussage sorgfältig nachprüfen, besonders die Wörter und Sätze in Ägyptisch, Koptisch usw. . . . Was das Französische, Deutsche und Englische betrifft, so ist die Zahl der Druckfehler und Irrtümer Legion[25].“ Er macht den Vorschlag, eine zukünftige Neuauflage des Buches „rigoros [zu] überarbeiten“; „wenn auch das Buch für Studenten im altsemitischen Fach beträchtlichen Wert haben dürfte, sofern man es mit der nötigen Vorsicht benutzt, so kann man aber dasselbe für die Studenten am altägyptischen Fach durchaus nicht behaupten[26].“ Wie immer bauscht Mercer seine Rolle als Oberlinguist und Ägyptologe besonders auf. Bartons schwerstes Vergehen liegt aber darin, daß er bei der Behandlung der sumerischen Sintfluterzählung das von Mercer verfaßte Buch über dieses Thema überhaupt nicht nennt; und obgleich er Mercers Arbeit über die babylonische Religion erwähnt, „kann er das Buch, daß er so achtlos zur Seite schiebt, gar nicht gelesen haben [26]“. (Wird fortgesetzt.)

8 **Improvement Era,** 16. Jg., S. 615
9 **Improvement Era,** a. a. O. und S. 455, 456, 617; **Utah Survey,** 1. Jg., S. 30
10 Siehe oben, Fußnote 7
11 Sämtliche Stellen aus **Utah Survey,** 1. Jg., S. 7–11

(Fortsetzung auf Seite 176)

Die *persönliche* Note

VON HOYT W. BREWSTER jun.

Vor kurzem war in der Zeitung von einer älteren Dame zu lesen, die sich in ihr Hotelzimmer einschloß und sich weigerte herauszukommen. Viele waren über so ein seltsames Verhalten verwundert; als aber die Geschichte in allen Einzelheiten bekannt wurde, konnte man kaum anders als mit der kleinen alten Dame — und vielen anderen wie sie — Mitleid fühlen.

Das Tragische lag nicht darin, daß das Hotel zum Abbruch bestimmt war und bald abgerissen werden sollte, sondern darin, daß offenbar niemand wußte, wer sie war und woher sie kam. Wie so unzählige andere, war sie vor Jahren in die große Stadt gekommen. Langsam versank sie immer weiter in die unpersönliche Masse der Namenlosen, Vergessenen, die zu einem nicht wegzudenkenden Bestandteil unserer verstädterten Gesellschaft geworden sind. Sie hatte nicht, wo sie hingehen konnte, niemand, der sich um sie kümmerte, und so zog sie sich in das Allerheiligste der einzigen Welt zurück, die sie kannte — ein Hotelzimmer —; eine Welt, die bald zerstört sein würde.

Im Zeitalter der Postleitzahlen, einem Zeitalter, wo sich die Persönlichkeit des einzelnen im Gewirr von Computerkarten verliert, wo Leute Tür an Tür wohnen können, ohne jemals miteinander bekannt zu werden, wo die Autobahnen zwar die geographischen Entfernungen auf ein Mindestmaß zusammenschrumpfen lassen, aber der Abstand zwischen den menschlichen Wesen immer größer wird, in einem Zeitalter, wo es Menschen gibt, die ohne Familie und ohne Freunde leben müssen — da kommt einem jener Satz aus dem Evangelium in den Sinn: „Denket daran, daß der Wert der Seelen in den Augen Gottes groß ist!" (LuB 18:10).

Ob diese Schriftstelle für Sie, den Evangeliumslehrer, eine besondere Bedeutung hat, können Sie leicht feststellen, indem Sie sich die folgenden Fragen vorlegen: „Was für einen Wert lege ich wirklich auf die Seelen in meiner Klasse?"; „Habe ich jemals versucht, einer Klasse von einzelnen Menschen, die für mich keinen Namen, oftmals nicht einmal ein Gesicht haben, die Evangeliumsgrundsätze beizubringen?"; „Habe ich zu jedem meiner Schüler — auch zu denen, die nicht regelmäßig kommen — ein persönliches Verhältnis?"; „Habe ich für jedes Kind in meiner Klasse ein Gefühl für dessen Persönlichkeit, oder verschmelzen sie alle zu einem Konglomerat, einem unpersönlichen Gemisch, mit dem ich mich ein paar Stunden pro Woche nur unbestimmt befasse?"; „Kurz gesagt, kümmere ich mich um den Wert jeder einzelnen lebenden Seele in meiner Klasse? Gebe ich meinem Unterricht eine persönliche Note?"

Wenn das Evangelium Jesu Christi für die Schüler zu einer lebendigen Kraft werden soll, dann muß es ihnen von einem Lehrer gebracht werden, der für jeden einzelnen, der ihm anvertraut ist, eine persönliche Verantwortung fühlt. Wenn der Schüler spürt, daß der Lehrer

sich nicht nur so obenhin für ihn interessiert und nicht nur automatisch jede Woche einen Unterricht abhält — wenn er spürt, daß der Lehrer sich wirklich um ihn sorgt, innerhalb und außerhalb des Unterrichts —, dann steigt die Aufnahmebereitschaft für die Botschaft um ein Vielfaches.

Was kann nun der Evangeliumslehrer tun, um sein Verhältnis zu jedem seiner Schüler zu festigen? Was kann er tun, um seinem Unterricht die persönliche Note zu geben? Lehrer und Schüler würden Nutzen davon haben, wenn der Lehrer sich an folgende Anregungen hielte:

1. Man muß den Vor- und Familiennamen jedes Schülers kennen; auch muß man lernen, die Namen richtig auszusprechen. Für jeden Menschen ist sein Name das Symbol seiner Persönlichkeit. Wir möchten gern, daß man ihn richtig benutzt; denn dies gibt uns das Gefühl, daß wir jemand sind, und wir spüren: der andere weiß, daß es uns gibt. Der Vater im Himmel ist sehr darauf bedacht, daß Sein Name richtig angewandt wird. Wollte man einen Schüler mit „du dort" oder „der mit dem blauen Hemd" bezeichnen, so verweigert man ihm seine persönlicher Würde.

Indem der Lehrer sich aufrichtig bemüht, den Namen, sogar den Spitznamen, jedes Schülers zu lernen und zu behalten, beginnt eine persönliche Bindung zwischen Lehrer und Schüler zu wachsen, eine Bindung, die dem Vertrauen und dem Lernen den Weg bereitet.

2. Man muß etwas tun, um die Lebensumstände, die Interessen und Ziele jedes Schülers in Erfahrung zu bringen. Wenn man weiß, was jeden besonders beeindruckt, kann man leichter den Unterricht so vorbereiten, daß er eine sinnvolle Bedeutung für jeden hat, und man stärkt dadurch das Verhältnis Lehrer — Schüler.

Eine Methode, die sich als erfolgreich erwiesen hat, besteht darin, daß man von jedem Schüler einen kleinen Fragebogen oder eine Karte ausfüllen läßt. Man muß sich aber dabei hüten, in Lebensbereiche des Schülers eindringen zu wollen, die privat und persönlich sind, und man darf ihm nicht das Gefühl geben, er sei verpflichtet zu antworten. Lassen Sie die Schüler wissen, daß Sie dies tun, um besser mit ihnen bekannt zu werden.

Eine andere Methode ist die, daß man mit den Heimlehrern, den Priestertumsleitern und Freunden der Schüler spricht. Bringen Sie in Erfahrung, was den Schüler hervorhebt, Leistungen in der Schule oder im Sport, Anlässe zu Glückwünschen usw. Gratulieren Sie ihm dazu: brieflich, telefonisch oder durch einen Besuch.

3. Führen Sie Ihr Klassenregister sehr genau, und kümmern Sie sich um diejenigen, die nicht kommen. Wenn man einen Schüler, nachdem er gefehlt hat, anruft oder besucht und eine echte Besorgtheit über seine Abwesenheit erkennen läßt, wird es viel wahrscheinlicher sein, daß er das nächste Mal kommt. Wenn er aber fehlen kann — ganz gleich, aus was für einem Grunde —, ohne daß darüber eine Bemerkung gemacht wird, so bekommt er das Gefühl, daß es sowieso nicht darauf ankommt, ob er da ist oder nicht: der Lehrer macht sich nichts daraus, ob er kommt oder fehlt. Wir alle haben das Bedürfnis zu spüren, daß man uns braucht. Haben Sie je darüber nachgedacht, was für eine Leere diejenigen umgibt, die niemandem fehlen? Lassen Sie Ihre Schüler wissen, daß Sie sich Gedanken um sie machen.

4. Behandeln Sie jeden Schüler mit der Achtung, die Sie als Schüler von einem Lehrer erwarten würden. Lassen Sie sich nicht hinreißen, die Bemerkungen und Antworten eines Schülers einfach abzutun, weil er vielleicht jünger, weniger erfahren und weniger informiert ist als Sie. Vergessen Sie nicht: Die ehrlich ausgedrückte Meinung eines Schülers gehört ebenso untrennbar zu ihm wie eine körperliche Eigenheit, und ob sie richtig ist oder falsch — wir müssen die Meinung respektieren.

Wenn der Lehrer die Bemerkungen der Schüler ebenso geschickt behandelt wie ein Chirurg die verschiedenen Phasen einer schwierigen Operation, dann wird er dem Schüler viel besser helfen können. Behandelt er aber die Bemerkungen aus den Reihen der Schüler mit Verachtung, greift er sie mit Sarkasmus und Spott an oder schiebt er sie einfach beiseite, dann entsteht zwischen Lehrer und Schüler eine Kluft, die nicht selten der Grund dafür ist, daß letzterer nicht nur den Lehrer ablehnt, sondern auch die Botschaft, die er bringen soll.

5. Bringen Sie den Schülern gegenüber oft zum Ausdruck, wie sehr Sie es zu schätzen wissen, daß Sie sie kennen und mit ihnen arbeiten dürfen. Achten Sie aber sehr darauf, daß Sie dabei wirklich aufrichtig sind. Die Schüler entdecken schnell, wenn ein Lob, eine Wertschätzung unehrlich ausgesprochen werden. Wenn Sie aber in dieser Hinsicht nicht aufrichtig sind, dann kann es leicht geschehen, daß sie auch das andere, was Sie zu sagen haben, in Frage stellen. Wenn Sie sich bemühen, ein gutes Einvernehmen in und mit der Klasse herzustellen, dann wird der Ausdruck der Wertschätzung die Lernsituation sicherlich wesentlich verbessern.

6. Bestreben Sie sich, die Stimmungen und Bedürfnisse Ihrer Schüler kennenzulernen und darauf einzugehen. Wenn zum Beispiel einmal ein Schüler mit verweinten Augen und offensichtlichem Kummer zum Unterricht kommt, lassen Sie ihn ruhig von Ihrer Anteilnahme wissen, und bieten Sie ihm Hilfe an. Vielleicht ist es das beste, ihm einen Zettel in die Hand zu drücken, worauf Sie Ihre Hilfsbereitschaft schriftlich erklärt haben. Lassen Sie ihn wissen, daß Sie sich um ihn sorgen!

Wir könnten wahrscheinlich noch eine Unzahl weiterer Vorschläge an diese Liste von Dingen fügen, die der Evangeliumslehrer tun kann, um seinem Unterricht eine persönliche Note zu verleihen; aber diese sechs Anregungen sind ein guter Anfang. Der Lehrer soll ständig nach Methoden Ausschau halten, wie er das Band zwischen sich und den Schülern weiter festigen kann. Sofern er daran denkt, wie heilig die Verantwortung ist, die auf seinen Schultern ruht, und sofern er die warnenden Worte des Propheten Joseph Smith beherzigt: „Nur Toren treiben mit der Seele der Menschen ihr frevles Spiel", wird er keine Mühe scheuen, seine Schüler gut kennenzulernen und ihnen das Gefühl zu geben, daß sie in der Klasse gebraucht werden. In unserer Berufung als Evangeliumslehrer wird es immer notwendiger, immer wichtiger, die persönliche Note einzuführen. O

STOLZ



Als Samuel der Lamanite die Nephiten aufforderte, Buße zu tun, belehrte er sie, daß ihre Vernichtung sicher war, denn:
„Ihr habt euer ganzes Leben lang nach Dingen getrachtet, die ihr nicht erlangen konntet; ihr habt Glückseligkeit in Sünde gesucht, was dem Wesen der Gerechtigkeit unsres großen und ewigen Schöpfers zuwider ist" (Helaman 13:38).
Eine der bösen Gewohnheiten der Nephiten war, daß sie auf die materiellen Güter der Erde, wie kostbare Kleidung und Schmuck, versessen waren, andere Leute ausnutzten und sich über andere erhoben.
Da der Zustand der abgefallenen Nephiten so schlimm war, erfordert die Ursache ihrer Gottlosigkeit eine Untersuchung. Wenn wir diese Zustände kennen lernen, können wir vielleicht künftige Fehler in unserer Gesellschaft und unserem eigenen Leben vermeiden. Wenigstens sollte dies die Moral der Geschichte sein.
Beachten wir: Samuel erklärte, der Beweggrund für die bösen Taten der abgefallenen Nephiten sei die Absicht, nach Glück zu streben. Bald würden sie es am eigenen Leib verspüren, ebenso wie Alma, der es seinen Sohn gelehrt hatte, daß Sünde niemals Glückseligkeit ist. (Siehe Alma 41:10.)
Es ist gewiß das Ziel jedes Menschen, Glückseligkeit zu erlangen. Was veranlaßt einige, sie mit Hilfe des Planes Gottes zu suchen und andere, auch wenn sie einsehen, daß Sein Weg der beste ist, durch bösen Einfluß danach zu trachten?
Nephi gab uns einen Schlüssel für die Ursache der Bosheit seines Volkes:
„... und ich sah, daß meine Nachkommen wegen ihres Stolzes und wegen der Versuchungen des Teufels von den Nachkommen meiner Brüder überwunden wurden" (1. Nephi 12:19).
Es scheint bezeichnend, daß Nephi von den unzähligen „Versuchungen des Teufels" den Stolz hervorhob. Der Stolz ist tatsächlich mehr als 60mal im Buch Mormon im Zusammenhang mit Abfall erwähnt.
Der Herr hat immer diejenigen gesegnet, die Seine Gebote halten. Dies ist ein Teil Seiner Abmachung mit den

VON PAUL R. CHEESMAN

Sterblichen. Eigentlich sind wir doppelt gesegnet, wenn wir Seinen Gesetzen gehorchen: gesegnet durch den tröstlichen Einfluß und die Führung des Heiligen Geistes, der mit uns auf Erden weilt, und gesegnet durch die Gewißheit der ewigen Glückseligkeit im künftigen Leben. Oft jedoch, wenn wir Segnungen empfangen, machen wir den Fehler, auf unsere guten Gaben stolz zu sein, anstatt dem himmlischen Vater dafür zu danken. Joseph Smith bemerkte, daß wir, wenn wir vor den Gemeinden der Welt stehen und mit Macht predigen und den Geist Gottes ausstrahlen, uns davor hüten müssen, daß wir unsere rührenden Worte als unser Verdienst ansehen und von unserer eigenen Rechtschaffenheit aufgeblasen werden.

Wahre Demut ist beim Menschen schwer zu finden. Er ist von Selbstsucht geplagt. Wie schwer ist es, um Entschuldigung zu bitten! Wie oft danken wir den Leuten ungenügend; vielleicht meinen wir, daß wir uns erniedrigen, wenn wir unsere Dankbarkeit zugeben! Wie schwer ist es zu gestehen, daß wir im Irrtum sind! Es ist schwer, die Verantwortung für unsere eigenen falschen Handlungen und für unser Reden zu übernehmen. Kein Wunder, daß der Teufel die Waffe „Stolz" benützt, um das Herz der Menschen von Gott abzuwenden.

Wofür halten wir uns — als Mitglieder der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage — unter den christlichen und unchristlichen Millionen auf der Welt? Sind wir wahrhaftig Brüder und Schwestern oder maßen wir uns falschen Stand und Rang an über diejenigen, die nicht so glauben wie wir?

Wie steht es mit der Kluft zwischen den Generationen? Denken die Eltern, daß es ihrem Ruf schaden werde, wenn sie zugeben, daß diese neue Generation mehr lernt und es schneller lernt als ihre Eltern? Und gibt es auch Jugendliche, die denken, sie wüßten mehr als ihre Eltern auf Gebieten, wo nur die elterliche Erfahrung und Gott die richtige Führung geben können?

Einer der Gründe für die Hippie-Bewegung ist der Aufstand gegen die Heuchelei und den Mangel an wahrer Liebe und Geistigkeit in der heutigen Familie. Der „Blumenkinder" Suche nach einem friedlichen Mittelpunkt hat sie auf falsche Wege geführt, aber das Ziel bleibt für sie eine wahre Aufgabe. Solche Jugendbewegungen sollten die Eltern nicht dazu bringen, sich in aufgebrachtem Stolz abzuwenden, sondern sie sollten ihnen helfen, die Enttäuschungen dieser Generation besser zu erkennen. Durch Anteilnahme an den Bedürfnissen ihrer Kinder können sie ihnen zur Erfüllung verhelfen.

Sind wir auf das Prestige bedacht? Haben sich in der Kirche Cliquen oder Klubs gebildet, die den Stolz als Grundlage für die Aufnahme als Mitglied haben? Wie die Kirche heute steht, mit all ihren Hilfsorganisationen, sollte sie die meisten Bedürfnisse ihrer Mitglieder befriedigen, wenn sich diese voll und ganz dem Programm widmen; so sollte auch wenig Verlangen nach extra Klubs und Cliquen aufkommen. Das Wichtigste ist unsere Einstellung zu unseren Ämtern und Aufgaben. Ein Soldat erteilte kürzlich allen, die mit ihm waren, eine Lektion. Er bedankte sich, als er in einer Kirchenversammlung gebeten wurde, das Gebet zu sprechen.

Das heutige Leben gibt uns weitere Beispiele von falschem Stolz. Die Mitglieder der Kirche lassen sich oft durch undiplomatische Gebärden anderer beleidigen. Stolz zieht ein, und darauf folgt Untätigkeit.

Im Buch Mormon lesen wir von den großen Propheten, die Botschaften gaben und das Volk bekehrten, und da ging es dem Volk gut. Wohlstand jedoch scheint eine große Herausforderung zu sein, und falscher Stolz wird zur Schwäche eines reichen Volkes. Die Geschichte zeigt, daß dort, wo Stolz einzieht, die heranwachsende Generation die Belehrungen seiner Väter vergißt, und das Ergebnis daraus ist Krieg und Vernichtung. Dies wiederholt sich immer wieder; so ist es im Buch Mormon zu lesen. Es scheint, daß das alte Sprichwort: „Hochmut kommt vor dem Fall" (siehe Sprüche 16:18) die Lektion des Volkes Nephi im Buch Mormon ist. Können wir von der Geschichte lernen, wenn wir auf Nephi und Samuel hören, und können wir unseren Stolz und die Selbstsucht vergessen? Wenn ja, dann können wir Glückseligkeit und Frieden finden, indem wir demütig danach trachten, die Gebote Gottes zu befolgen.

O

Durch-



. . . und [sie] steinigten Stephanus . . . Saulus aber hatte Wohlgefallen an seinem Tode . . . Saulus aber schnaubte noch mit Drohen und Morden wider die Jünger des Herrn und ging zum Hohenpriester und bat ihn um Briefe nach Damaskus an die Synagogen, auf daß, wenn er etliche von der neuen Lehre fände, Männer und Frauen, er sie gebunden führte nach Jerusalem. Und als er auf dem Wege war und nahe an Damaskus kam, umleuchtete ihn plötzlich ein Licht vom Himmel; und er fiel auf die Erde und hörte eine Stimme, die sprach zu ihm: Saul, Saul, was verfolgst du mich? Er aber sprach: Herr, wer bist du? Der Herr sprach: Ich bin Jesus, den du verfolgst. Es wird dir schwer sein, wider den Stachel auszuschlagen (Apg. 7:59; 8:1; 9:1-5; 26:14).

Dieses Erlebnis veränderte Sauls ganzes Leben. „Alsbald predigte er in den Synagogen von Jesus, daß dieser Gottes Sohn sei" (Apg. 9:20).

Wenn wir des Herrn Plan und Bestreben in bezug auf uns richtig verstehen, so bedeutet das einen Durchbruch in ein neues Leben — wir betreten gewissermaßen ein „verheißenes Tal", wo das Leben viel mehr Sinn erhält. In diesem neuen Leben tritt produktive Zusammenarbeit an die Stelle von Zank und Streit. Ein jeder entfaltet seine Talente und Fähigkeiten und läßt andere bereitwillig daran teilhaben. Man betrachtet sich nicht als Einzelwesen, sondern als Angehörigen einer *göttlichen Familie.*

Und wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und wenn ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit (1. Kor. 12:26).

Saulus, aus dem Paulus wurde, hat diesen Durchbruch an sich selbst erfahren. Vor seiner Bekehrung hat er die Heiligen verfolgt; doch nachher hat er sich ganz dem Heiland, Seinen Grundsätzen, Seiner Kirche und Seiner Lebensführung verschrieben. Paulus sagt am Schluß seiner Erdenmission:

Denn ich werde schon geopfert, und die Zeit meines Abscheidens ist vorhanden. Ich habe den guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten (2. Tim. 4:6, 7).

Was können wir tun, um diesen Durchbruch an uns selbst zu erfahren, soweit es noch nicht geschehen ist? Zweierlei ist dabei von größter Wichtigkeit: Erstens müssen wir die Wahrheit erkennen *wollen.* Wir müssen bereit sein, ständig zu *suchen,* und ein Leben lang nach mehr Erkenntnis und Erleuchtung streben.

Zweitens müssen wir an den Herrn Jesus Christus *glauben,* und zwar so, daß wir bereit sind, Seine Grundsätze zu lernen und danach zu leben und an Seinen *erlösenden Verordnungen* teilzunehmen.

-bruch

VON REED H. BRADFORD

Wenn jemand will des Willen tun, der wird innewerden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede (Joh. 7:17).

Und ihr sollt mir ein zerknirschtes Herz und ein reuiges Gemüt zum Opfer darbringen. Und alle, die mit zerknirschtem Herzen und reuigem Gemüt zu mir kommen, will ich mit Feuer und dem Heiligen Geist taufen ... (3. Ne. 9:20).

Wir werden nicht alle dasselbe wie Paulus erleben und ein *Licht* sehen und die Stimme des Herrn hören. Wir werden wohl auch nicht wie Alma einen Engel sehen oder göttliche Wesen, wie der Prophet Joseph Smith sie gesehen hat. Doch wenn wir diese beiden Punkte befolgen, können auch wir einen bedeutungsvollen *göttlichen Durchbruch* erleben. Wir werden dann eine ganz andere geistige, intellektuelle, emotionale und soziale Reife erlangen. Frieden, Ruhe und Freude werden unsere Seele erfüllen.

Als sie Stephanus steinigten, sprach er: „Herr ... nimm meinen Geist auf." Dann kniete er nieder und schrie laut: „Herr, behalte ihnen diese Sünde nicht!" Und mit diesen Worten starb er. Saulus gehörte zu denen, die seinen Tod guthießen. (Apg. 7:59, 60)

Manche sind der Ansicht, das Gebet des Stephanus habe viel dazu beigetragen, daß aus Saulus ein Paulus wurde. Saulus habe niemals vergessen können, wie Stephanus starb, so sehr er sich auch bemühte.

Dem Erzähler der nun folgenden Geschichte ist es ähnlich ergangen wie Saulus.

Andy Drake war ein netter, unschuldiger kleiner Junge, den alle gern hatten und an dem jeder seine Freude hatte. Doch man quälte ihn auch. Ich habe mich all die Jahre hindurch gefragt, *warum* wir ihn gequält haben. Liegt es daran, daß die Grausamkeit das Göttliche überwiegt? Waren wir einfach nur gedankenlos? Oder waren unsere Wertbegriffe durcheinander geraten? Meinten wir vielleicht, Exklusivität in menschlichen Beziehungen sei wichtiger als ein Mensch? Waren wir irgendwie zu dem Schluß gelangt, daß die gläserne Imitation eines Diamanten wertvoller sei als der Diamant?

Er nahm die Hänseleien gelassen hin und lächelte nur mit seinen großen Augen, die mit jedem Blick „Danke" zu sagen schienen. Vielleicht sagte er: „Ich bin schon glücklich, wenn ich nur die Brosamen vom Tisch erhalte." Wenn irgendeiner aus der fünften Klasse jemanden brauchte, an dem er seine Enttäuschung auslassen konnte, so war Andy gern bereit, den Preis für die Aufnahme in unsere Gruppe zu zahlen.

Wir hatten einen kleinen Spottvers, den wir sangen. Jemand hatte ihn sich einmal ausgedacht, um Andy damit zu necken.

Wie gesagt, ich weiß nicht, warum Andy diesen besonderen Preis für die Aufnahme in unsere Gruppe zahlen mußte. Ich kann mich nicht entsinnen, daß jemand von uns jemals erwähnt hat, daß Andys Vater im Gefängnis saß oder daß seine Mutter für andere Leute Wäsche wusch. Ich entsinne mich auch nicht, daß jemand von uns die Traurigkeit und Verlegenheit in ihrem Blick bemerkt hätte.

Der Snobismus treibt schon in jungen Jahren Blüten. Ich sage dies, weil es mir heute klar ist, daß wir der Ansicht waren, es sei durchaus *recht*, daß wir zur Gruppe gehörten, während Andy von uns nur *geduldet* wurde.

Doch wir alle hatten Andy wirklich gern, das heißt, bis zu jenem Tag, bis zu jenem bewußten Augenblick. Wir begründeten unsere Entscheidung damit, daß er „anders" sei. Jemand sagte: „Wir wollen ihn nicht, oder?" Wer von uns hat es damals gesagt? Zuerst wollte ich die Schuld auf Jeff schieben. Doch ich weiß wirklich nicht mehr, wer es gesagt hat — wer die Worte gesprochen und damit die in uns allen schlummernde Grausamkeit enthüllt hat. Es spielt auch keine Rolle; denn der Eifer, mit dem wir alle diesen Ruf aufgegriffen haben, hat uns verraten.

Wenn ich jetzt voller Reue und Unbehagen daran zurückdenke, so fällt mir ein, daß ich mir immer wieder gesagt habe: „Eigentlich hast du es doch nicht gewollt." Ich habe mich all die Jahre hindurch mit diesen Worten beruhigt. Dann bin ich eines Tages auf den folgenden unwillkommenen aber unwiderlegbaren Ausspruch gestoßen: „Die heißesten Winkel der Hölle sind denen bestimmt, die im Augenblick der Entscheidung neutral bleiben."

Jenes Wochenende sollte so verlaufen wie so viele andere, die unsere Gruppe gemeinsam verbracht hatte. Wir würden uns am Freitag nach der Schule bei einem von uns treffen — diesmal bei mir — um alles vorzubereiten; denn wir wollten in den nahegelegenen Wäldern zelten. Unsere Mütter machten immer einen Verpflegungssack für Andy zurecht, der sich uns anschloß, sobald er seine Arbeit erledigt hatte.

Wenn wir dann das Zelt aufbauten, war Mutters Schürzenzipfel vergessen; wir waren Männer im Kampf gegen den Dschungel. Die anderen sagten mir, ich müsse Andy beibringen, daß er nicht eingeladen sei; denn ich sei ja der Gastgeber. Ausgerechnet ich; und dabei hatte ich geglaubt, Andy hielte im geheimen von mir etwas mehr als von den anderen. Denn wenn er mich anschaute, glich sein Blick dem eines kleinen Hundes, der versucht, seine ganze Treue und Ergebenheit mit den Augen zu erkennen zu geben. Das gefiel mir.

Ich sehe Andy noch heute vor mir, wie er durch den

langen dunklen Gang von Bäumen auf uns zu kam, die nur soviel von dem Licht des Spätnachmittags hindurchließen, daß es auf sein altes Trainingshemd wechselnde Muster zauberte. Er kam auf seinem rostigen Fahrrad — einem Damenrad, dessen Reifen aus Gartenschlauch mit Draht auf den Felgen festgebunden waren. Er schien glücklicher, als ich ihn je gesehen hatte. Ein kleiner Junge, der niemals Kind gewesen war und in unserer Gruppe jetzt zum erstenmal die Möglichkeit fand, auszuspannen und ein wenig Spaß zu erleben.

Ich stand auf der Lichtung, wo wir das Zelt aufgebaut hatten, und er winkte mir zu. Ich ließ seinen Gruß unbeachtet. Er stieg vom Rad und kam zu mir herüber; er war voller Mitteilungsbedürfnis. Die anderen hatten sich im Zelt verkrochen und verhielten sich völlig ruhig; doch ich konnte sie förmlich lauschen und atmen hören. „Warum bleibt er so fröhlich?" fragte ich mich. „Sieht er denn nicht, daß ich seine Freude nicht erwidere?"

Doch plötzlich bemerkte er es. Sein unschuldiger Blick wurde noch offener; so stand er da, völlig schutzlos und überaus verwundbar. Sein ganzes Verhalten drückte aus: „Es wird sehr schlimm werden, nicht wahr? Aber ich bin bereit." Zweifelsohne war er an Enttäuschungen gewöhnt; denn er raffte sich nicht einmal auf, um den Schlag zu empfangen.

Es ist kaum zu glauben; ich hörte mich sagen: „Andy, wir wollen dich nicht."

Ich entsinne mich noch lebhaft, wie verblüffend schnell sich seine Augen mit zwei dicken Tränen füllten. Ich gebrauche das Wort „lebhaft", weil sich diese Szene in meiner Seele millionenfach mit quälender Eindringlichkeit wiederholt hat. Wie er mich — einen unendlich langen Augenblick lang — angeschaut hat; was war es? Es war kein Haß. War es der Schock, ungläubiger Schrecken oder vielleicht gar Mitleid mit mir?

Dann jedoch begannen seine Lippen zu zittern, und er wandte sich wortlos ab. Zuerst stolperte er noch schreckbetäubt; dann lief er zu seinem Fahrrad und fuhr schnell weg.

Als ich das Zelt betrat, begann jemand den alten Spottvers zu singen. Er fühlte wohl als einziger noch nicht die volle Last des Augenblicks. Doch plötzlich hörte er mitten in einem Wort auf.

Dann schwiegen wir alle. Es erhob sich keine Stimme. Kein einziges Wort wurde gesprochen; doch wir wußten es alle. Wir wußten, wir hatten etwas Schreckliches, Grausames getan. In diesem Augenblick hörte ich im Herzen mit aller Deutlichkeit die Worte des Herrn:

Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern . . . (Matth. 25:40).

Wir alle gewannen in diesem Augenblick ein uns *neues* Verständnis, das sich uns unauslöschlich eingeprägt hat. Wir hatten ein Wesen gemartert, das im Ebenbild Gottes erschaffen war — unseren Bruder. Wir hatten ihn mit der einzigen Waffe gemartert, gegen die er sich nicht wehren konnte: mit Ablehnung.

Da Andy die Schule nur unregelmäßig besuchte, ließ sich schwer festlegen, von welchem Tag an er ganz fernblieb. Doch eines Tages dämmerte es mir, daß er nicht mehr da war. Er war für immer gegangen. Daß er gegangen war, steigerte meine innere Qual millionenfach. Nach dem Zwischenfall war ich ihm überall aus dem Weg gegangen. Doch jetzt erkannte ich, daß ich zu viele Tage mit mir gekämpft hatte, auf welche Art ich ihm am besten sagen konnte, wie sehr ich mich schämte. Ich hatte die Gelegenheit verpaßt, es wiedergutzumachen. Jetzt weiß ich, daß es genügt hätte, Andy in den Arm zu nehmen und mit ihm zu weinen.

Ich habe Andy Drake niemals wiedergesehen; und ich weiß nicht, wo er jetzt ist. In fünfzehn Jahren Lehrtätigkeit an der Grundschule habe ich Hunderte von Andy Drakes getroffen; sie alle scheinen mich mit demselben quälenden Blick anzustarren, der sich mir seit jenem Tag unauslöschlich eingeprägt hat. Mein Gewissen wird mir stets Andys Antlitz vorhalten, wenn ich einem Menschen begegne, dem es verwehrt wird, seine göttliche Bestimmung zu erfüllen. Ich weiß jetzt, was sie fühlen — was er damals gefühlt hat — denn auf eine Art bin auch ich ein Andy Drake.

Andy, es ist ziemlich unwahrscheinlich, daß du diese Worte jemals liest. Doch ich muß es versuchen. Ich bitte nur darum, daß du, mein Freund aus der Jugendzeit, einmal erfährst, welch bleibenden Einfluß dein Opfer auf mich hatte. Was du damals durch mich erlitten hast, hat Gott zu einer Segnung gewandelt. Dieses Wissen kann vielleicht die Erinnerung an jenen schrecklichen Tag mildern.

Ich mache viele Fehler, Andy; und vielleicht bin ich auch kein sehr guter Lehrer. Doch mein Schmerz ist auf zweierlei Weise gemildert worden. Ich denke an die Worte Christi:

Sehet, wer Buße getan hat, dem sind seine Sünden vergeben, und ich, der Herr, erinnere mich ihrer nicht mehr. (LuB 58:42)

Du sollst auch wissen, daß ich niemals wieder einen Andy Drake gequält und gepeinigt habe. O

(Fortsetzung von Seite 169)

12 **Improvement Era**, 16. Jg., S. 612
13 S. A. B. Mercer, **Egyptian Religion,** 2. Band (1934), S. 70
14 **A. a. O.,** S. 71
15 **A. a. O.,** 1. Band (1933), S. 84
16 **A. a. O.,** S. 85
17 **A. a. O.,** 1. Band, S. 38
18 **A. a. O.,** 2. Band, S. 75
19 **A. a. O.,** 3. Band (1935), S. 64
20 **A. a. O.,** S. 65
21 Dr. Mercer besitzt ein großes Vertrauen auf seine eigene Fähigkeit, die Gedankengänge der Primitiven zu erfassen: „ . . . und so, wie die Phantasie der Kinder weniger Hemmungen kennt als die der Erwachsenen, so ist auch die Vorstellungskraft der Primitiven ungemein kräftiger gewesen als unsere eigene. So betrachteten die Menschen in Ägypten den Himmel als eine ungeheure, freundliche Kuh, die über ihnen stand . . ." (S. A. B. Mercer, **The Religion of Ancient Egypt**, London 1949). In eines der Bücher von J. Cerny über die Religion des Alten und Mittleren Reiches hat Dr. Mercer nur ein Wort als Randbemerkung hingeschrieben: „Absurd!" In seiner eigenen Arbeit akzeptiert Mercer ohne eine Frage die vormals elegante, heute aber aus der Mode gekommene Theorie, der Animismus (Glaube an die Beseeltheit der Natur und der Naturkräfte) sei der Schlüssel zum Verständnis der frühägyptischen Religion: a. a. O., S. 299.
22 **Egyptian Religion,** 3. Band, S. 115
23 **A. a. O.,** 3. Band, S. 160
24 **A. a. O.,** S. 160 ff.
25 **A. a. O.,** 3. Band, S. 161
26 **A. a. O.,** S. 162

DER kleine STERN

KINDERBEILAGE FÜR JUNI 1970

Zu klein, zu groß

VON SARAH L. JOHNSON

Jimmys kleine Schwester — noch ein Baby — lag in ihrem Bettchen und schrie herzzerreißend.

„Laß mich sie tragen", bat Jimmy.

„Nein, nein!" sagte die Mutter. „Du bist noch zu klein. Du könntest sie fallen lassen."

Jimmy war traurig. Er war drei Jahre alt. Er wußte, er konnte achtsam sein. Er sah sich im Zimmer um, was es sonst noch zu tun gäbe. Blitzschnell kletterte er in den Kinderwagen. Und wiederum kam die Mutter dazwischen.

„Nein, nein!" sagte sie. „Dafür bist du schon zu groß. Er könnte kaputtgehen."

Jimmy war enttäuscht. Eine Fahrt im Kinderwagen müßte Spaß machen. Er hätte es zu gern versucht. Statt dessen stapfte er in die Küche. Er stellte fest, daß er durstig war. So ging er zum Kühlschrank, öffnete ihn und langte nach der Milch.

„Ich werde dir einschenken", sagte die Schwester. „Du bist zu klein. Du könntest die Milch verschütten."

Die Schwester goß etwas Milch in ein Glas und gab es Jimmy. Er wollte sich seine Milch selbst einschenken. Das sah ja so leicht aus. Als er die Milch getrunken hatte, wollte er das Glas auf den Tisch stellen. Doch es rutschte ihm aus der Hand und fiel ihm — bums! — gerade auf die Zehe. Jimmy begann zu weinen.

„Komm, komm", sagte Vati. „Zum Weinen bist du doch schon zu groß."

Jimmy wollte ja gar nicht weinen, doch die Zehe schmerzte, und er war unglücklich. Er rieb sich die Augen, um die Tränen zurückzudrängen. Wenn das Baby schrie, nahmen es Vati oder Mutti, tätschelten es oder wiegten es in den Schlaf. In diesem Augenblick begann das Baby in seinem Zimmer wieder zu schreien. Mutter ging in das

Schlafzimmer und kam zurück, das Baby im Arm. Sie setzte sich in den Schaukelstuhl, begann zu schaukeln; sie hielt das Baby fest. Jimmy sah das Schwesterchen an, dann Mutti, die sachte schaukelte ... schaukelte ... Er wollte auch geschaukelt werden.
„Bitte, Mutti, schaukle mich!" bettelte er.
Doch Vati sagte: „Du bist doch schon zu groß, daß man dich schaukelt."
Nun war Jimmy wirklich unglücklich. Zu groß! Zu klein! Zu groß! Zu klein! Er war ganz durcheinander. Die Tränen konnte er nun nicht mehr zurückhalten. Er rannte in sein Zimmer, kroch unter das Bett und begann leise zu weinen.
Jimmy hörte, wie Vati das Haus verließ, kam aber nicht unter dem Bett hervor. Er hörte, wie seine Schwester zum Spielen mit ihrer Freundin wegging, doch er rührte sich noch immer nicht. Er blieb dort und weinte still vor sich hin.
Plötzlich hörte er Mutti besänftigend sagen: „Jimmy, ich hab' dich lieb."



Mutti kauerte auf dem Boden neben seinem Bett.
„Komm doch heraus", sagte sie. „Ich mag dich."
Jimmy rollte unter dem Bett hervor, geradewegs in Muttis Arme. Sie trug ihn zum Schaukelstuhl, setzte sich, hielt ihn fest und schaukelte.
„Jimmy", sagte sie. „Ich kann mir vorstellen, daß du jetzt sehr unglücklich bist. Sicher glaubst du, wir halten dich bei allem entweder für zu groß oder für zu klein. Doch für so vieles bist du gerade recht."
Und dann besprachen sie das, wofür Jimmy groß genug war: für Mutti Besorgungen zu machen; Babys Spielzeug aufzuheben, das es aus dem Bettchen warf; Mutti beim Tischdecken zu helfen; Babys Badetuch und seine Kleidchen herzurichten, wenn Mutti es badete; mit dem Baby zu sprechen, während Mutti das Fläschchen zubereitete.
Mutti nahm Jimmy ganz fest in die Arme. Sie sagte: „Mein Liebes, wir haben dich alle so gern — Vati, deine Schwester, ich und der himmlische Vater. Ich bin sicher, daß Er dich deswegen zu uns geschickt hat. Wir sind so glücklich, daß wir einen kleinen Jungen haben und danken Ihm jeden Tag für dich. Du bist ganz so, wie wir dich haben wollen."
„Ich möchte aber groß genug sein", sagte Jimmy.
„Für uns bist du jetzt gerade richtig", beteuerte Mutti. „Du wirst aber noch wachsen — bald wirst du groß genug sein, um etwas zu tun, was du jetzt noch nicht zusammenbringst. Sehr bald wirst du groß genug sein, daß du dir selbst dein Glas Milch einschenken kannst. Sehr bald wirst du groß genug sein, dein Schwesterchen

zu halten. Eigentlich bin ich der Meinung, daß du dafür auch heute schon groß genug bist."

Jimmy umarmte Mutti und sagte: „Ich hab' dich lieb."

Mutti setzte Jimmy auf das Sofa. Sie holte das Baby aus dem Schlafzimmer und legte es Jimmy in die Arme. Dann setzte sie sich zu ihm. Jimmy hielt sein Schwesterchen sehr vorsichtig. Er war glücklich, daß er „gerade richtig" war.

Führ die kleine Maus zum Pfefferkuchenhaus



Der kleine Hi

VON HELEN BAY GIBBONS

Die Morgensonne stieg am wolkenlosen Himmel auf; Kleine Heuschrecke konnte an den Staubwolken weit unten im Tal erkennen, daß seine Mutter Sahni und sein älterer Bruder Sitsosie den Hogan verlassen hatten und auf dem Weg zur Handelsniederlassung waren. Ein verirrtes Lamm blökte. Kleine Heuschrecke mußte in die Schlucht hinunterlaufen und es zur Herde zurücktreiben. Dann erst konnte er wieder dem kleinen Lieferwagen nachschauen, der sich langsam in der Wüste entfernte. Wieder einmal hatten sie ihn zurückgelassen.

Als Kleine Heuschrecke noch sehr klein — sogar für die geringe Aufgabe eines Schafhirten zu klein — gewesen war, hatten ihn die Eltern gewöhnlich zur Handelsniederlassung mitgenommen. Er träumte noch von diesen aufregenden Tagen — den Silber- und Türkisschätzen; den Gerüchen und dem Aussehen all der ungewohnten Waren, die die Händler ausstellten. Der Vater war aber gestorben, und so mußte sich die Mutter auf Sitsosie als Familienvorstand verlassen. Sitsosie war groß und fast so stark wie ein Mann, er sah sehr gut aus. Kleine Heuschrecke dagegen war schwächlich und klein und, seiner Meinung nach, keine besondere Hilfe für seine Mutter.

„Sah-ni braucht meine Hilfe in der Handelsniederlassung", hatte Sitsosie vor Kleine Heuschrecke geprahlt. „Man braucht eben Muskeln, damit man Mehl und Bohnen verladen kann. Du bist nicht stark genug. Du taugst nur zum Schafhirten."

So saß nun Kleine Heuschrecke hoch auf dem Berghang, seine Augen folgten der Staubfahne. Er war so traurig, er wollte auch etwas wert sein, damit er Sah-ni helfen konnte — sie war


rte

eine so gute Mutter. An diesem Morgen hatte Sah-ni Kleine Heuschrecke vor Sonnenaufgang geweckt, ihn mit warmem Essen versorgt und ein kurzes Gebet gesprochen, bevor sie ihn mit den Schafen losschickte.

„Möge unser Hogan gesegnet sein", betete sie. „Möge es Frieden geben. Frieden vor und hinter uns, Frieden unter und über uns, überall um uns Frieden."

Kleine Heuschrecke liebte das alte, überlieferte Gebet, das Sah-ni so oft sprach. Noch lieber hörte er jedoch die Gebete der Missionare, die ab und zu Sah-ni zu einem Gespräch aufsuchten. Sie nannten ihn „kleiner Bruder", und Kleine Heuschrecke dachte oft über ihre wundersamen Erzählungen nach. Sie sprachen von einem Großen Vater, der alles erschaffen hatte — die Berge, die Sterne, die Lebewesen auf der Erde — und der sich um alles sorgte, sogar um das winzigste Lämmchen oder einen sterbenden Sperling. Wenn die Missionare beteten, dann sprachen sie direkt mit dem Großen Vater, als ob Er bei ihnen mit Hogan wäre. „Unser himmlischer Vater", so fingen sie an, und obwohl Kleine Heuschrecke nichts sehen konnte, fühlte er die Gegenwart des Großen Vaters; denn sein Herz entbrannte wohltuend.

Die Schafe stiegen beim Grasen höher den Berg hinauf, Kleine Heuschrecke folgte ihnen und behielt sie im Auge. Während des Gehens blickte er noch einmal in das Tal, doch der Lieferwagen war samt seiner Staubfahne bereits außer Sicht. Bei der großen Quelle machte er Rast; hier konnten die Schafe trinken und Kräfte für den letzten steilen Aufstieg zu den Weiden auf dem Hochplateau sammeln. Dort wollte er bleiben, bis Sitsosie, am nächsten Tag von der Handelsniederlassung zurück, kommen und ihm helfen würde. Den Sommer über teilten sich die Brüder die Hirtenarbeit und sorgten für die Schafe, damit Sah-ni Wolle für Decken und Hammelfleisch für Eintopf haben konnte. Kleine Heuschrecke fürchtete sich so allein auf dem Berg überhaupt nicht. Denn es war schon lange, lange her, daß man dort zuletzt ein großes, wildes Tier gesehen hatte.

Während er sich mit den Schafen bei Big Spring aufhielt, betrachtete er die Tritte am Boden. Er hatte nämlich Spuren in der weichen Erde gesehen. Vor langer Zeit hatte ihm sein Vater das Fährtenlesen beigebracht. Er bückte sich und begutachtete die frische Spur — dann wollte er sofort Hilfe herbeiholen, denn diese Spuren stammten von einem großen Berglöwen. Einige Schritte höher sah er einen Schafkadaver. Aus den noch blutigen Hautfetzen und Knochen konnte man schließen, daß das Tier erst vor kurzem gerissen worden war, vielleicht in der letzten Nacht. Die mörderische Raubkatze hielt sich wahrscheinlich auf den Bäumen um die Weide auf, wohin er seine Schafe bringen wollte. Das Herz klopfte ihm bis zum Hals. Kleine Heuschrecke wußte, daß er seine Herde vor Einbruch der Dunkelheit ins Tal gebracht haben mußte, bevor der Berglöwe sie wittern und töten konnte. Es lief ihm kalt über den Rücken, denn er erinnerte sich, daß Hostin Jatzi einmal scherzhaft zu Sah-ni gesagt hatte: „Kleine Heuschrecke ist nicht einmal ein ausreichender Happen für einen Berglöwen."

Er kletterte über die Felsen und scheuchte die Schafe auf, damit sie sich in Bewegung setzten. Dabei fand er ein neugeborenes Lamm unter einem Busch — das war so schwach, daß es sich nicht auf seinen wackeligen Beinchen halten konnte. Es war am Verhungern, da das säugende Mutterschaf zerrissen worden war. Kleine Heuschrecke wußte nicht, was er tun sollte. Irgendwo da oben im Schatten lag ein Berglöwe auf der Lauer. Er durfte über dem Lamm keine Zeit vergeuden. Er mußte schnell sein. „Trotzdem", dachte er, „wenn sich der Große Vater sogar um das kleinste Vögelchen sorgt, dann muß ich mich auch um das sterbende Lämmchen kümmern."

Dem Schluchzen nahe, hob er es auf und stoperte weiter über die Felsen, schrie dabei, um die Herde aufzuschrecken und die trägen Tiere in Trab zu bringen. Die Sonne sank bereits. Die Schatten wurden länger. Kleine Heuschrecke trieb die Schafe auf dem staubigen Pfad ins Tal hinunter. Sie blökten laut, da man sie zur Eile zwang; der Junge, mit der lebenden Last auf seinem Arm, ermüdete vom Antreiben rasch. Es war fast dunkel, als er endlich die sicheren Hürden des Hogans erreichte. Sah-ni und Sitsosie waren noch nicht zurück. Kleine Heuschrecke wußte jedoch, wie er das hungernde Lämmchen mit warmer Ziegenmilch aus einem besonderen Lederbeutel füttern mußte. Den Beutel hatte Sah-ni für die Lämmer zum Saugen angefertigt. Dann machte er im Hogan Feuer und bereitete eine warme Bettstatt für das Tierchen.

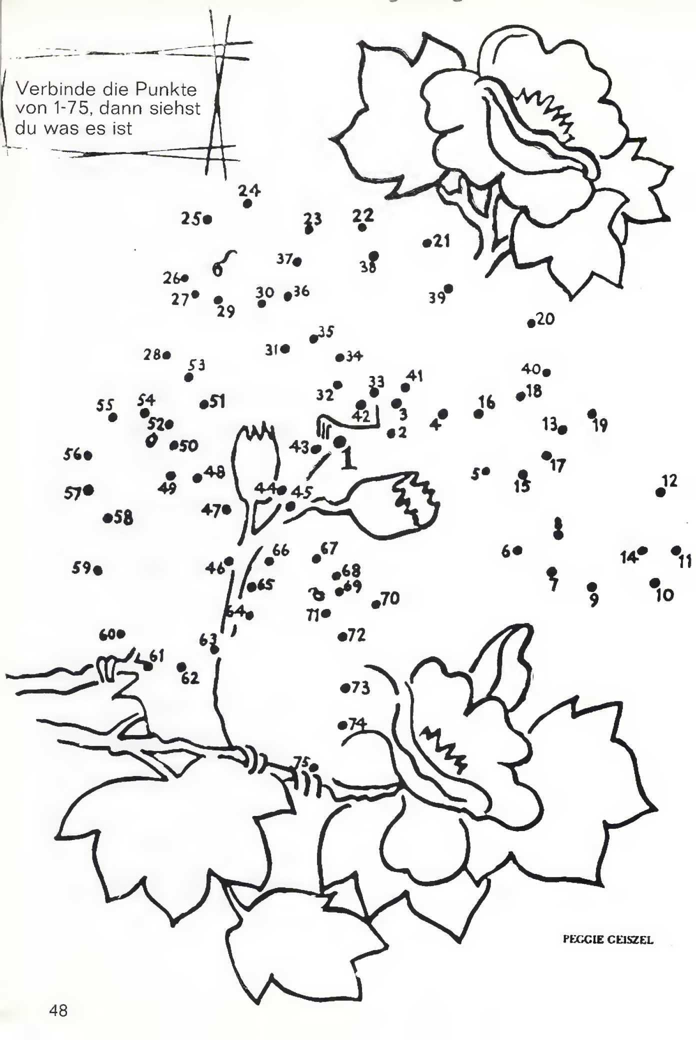
Kleine Heuschrecke hatte das Lamm gerettet, ja, er hatte die ganze Herde seiner Mutter in Sicherheit gebracht. Vielleicht mußte man nicht unbedingt groß und stark und hübsch sein, um Sah-nis und auch des Großen Vaters würdiger Sohn zu sein.

Durch die Abendstille hörte er das Tuckern des Lieferwagens. Sah-ni kam heim. Morgen könnte sie Männer finden, die den reißenden Berglöwen jagen würden.

Er fühlte wieder das wohltuende Brennen in seinem Herzen. Sah-nis Morgengebet war beantwortet worden — überall Frieden.

Du bist ein wertvolles Kind Gottes. „Der Geist selbst gibt Zeugnis unsrem Geist, daß wir Gottes Kinder sind". (Röm. 8:16).

Da du ein Kind Gottes bist, kannst du so wie Kleine Heuschrecke Bedeutendes vollbringen. Was kannst du tun?


Verbinde die Punkte
von 1-75, dann siehst
du was es ist
PEGGIE GEISZEL



Die Fähigkeit, mit Menschen umzugehen, muß wachsen: Schwedische Jugend bei einem Bankett



Junge Missionare besuchen eine indianische Erdhütte

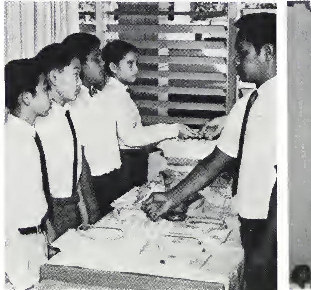
JUGEND

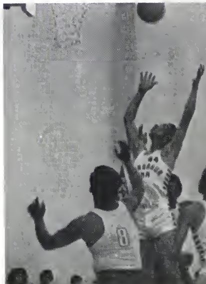
VON MARION D. HANKS,
Assistent des Rates der Zwölf,
UND ELAINE CANNON

Junge Menschen müssen wachsen: an Verstand, im Körper, geistig und in der Gesellschaft. Sie brauchen Zeit zum Nachdenken, Zeit zum Spielen und zum Wettbewerb und zur Ausbildung. Sie müssen teilnehmen und sich ausdrücken, sie müssen ihren Geist schärfen und ihren Charakter formen, ihre Talente entwickeln und sich unter den Menschen bewegen lernen. Sie müssen mehr Erkenntnis von Gott bekommen, ihren Mitmenschen dienen, an sich selbst Disziplin üben, sie müssen suchen und sich recken und strecken und beharrlich bleiben. Sie müssen arbeiten, erdulden, opfern, lieben, und sie müssen Enttäuschung erleben, sich Schwierigkeiten stellen und Versuchung überwinden. Und, was am wichtigsten ist, sie müssen sich Ziele mit Bedeutung setzen, sie müssen sich dem Herrn verpflichten und Seiner Sache.

Die Mitglieder der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage glauben, wie Paulus es dem Timotheus sagte, daß sie ein Vorbild sein müssen „den Gläubigen im Wort, im Wandel, in der Liebe, im Glauben, in der Reinheit" und „die Gabe, die in ihnen ist, nicht außer acht lassen dürfen" (siehe 1. Timotheus 4:12, 14).

Sie glauben aber auch, daß der Glaube allein zu wenig ist. Erkenntnis von der Wahrheit ist für die Erlösung unerläßlich. Allein die Erkenntnis aber wird dem Menschen weder hier noch im Jenseits viel voranhelfen können. Das, was dazu notwendig ist, das ist die Verwirklichung, die Anwendung der hohen Grundsätze im täglichen Leben. Das ist der Grund, warum das Programm der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage sehr sorgfältig darauf abzielt, die hohen Prinzipien des Evangeliums in die Tat umzusetzen und den Bedürfnissen jedes einzelnen gerecht zu werden. Wer sich mit dem vollen Programm der Kirche aktiv identifiziert, der erhält für sein ganzes Leben, für jeden Abschnitt davon und auf jeder Ebene, Richtlinien und feste Führung. ○





Der Geist muß wachsen: Junge Hawaiianer beim Austeilen des Abendmahls

Der Körper muß wachsen: Mexikanische Jungen beim Ballspiel



Der Verstand muß wachsen: Polynesische Studentin in einem Labor

MARILYN McMEEN MILLER

Der höchste Vorzug

Als ich eines Morgens zur Sonntagsschule ging, sah ich unterwegs ein paar Jungen, die auf dem Schulhof Ball spielten. Sie hatten schmuddelige Hemden und Blue jeans an und brüllten und ballten voll Wut die Faust, wenn der Gegner wieder ein Tor geschossen hatte. Das war wirklich ein aufregendes Spiel, ein herrliches Tun — für jeden anderen Tag, nur nicht für den Sonntag.

Ich kannte mehrere der Jungen, sie waren aus Mitgliederfamilien. Aber sie versäumten eine der besten Segnungen, die es gibt, nämlich, daß sie sonntags zur Kirche gehen konnten. Wahrscheinlich hielten sie die Kirche für eine Last, für eine Einengung und nicht für einen Vorzug.

Ich erinnerte mich an die Zeit, wo ich ähnlich dachte. Aber eines Tages lernte ich kennen, was für ein Vorzug es ist, eine Heilige der Letzten Tage zu sein ...

Als ich noch ein Kind und in der Juniorsonntagsschule war, machte ich mir keine besonderen Gedanken über die Sabbatheiligung; ich scherte mich auch wenig um die Verantwortung, die meine Familie auf sich genommen hatte, als wir Heilige der Letzten Tage geworden waren. Ich hatte mich gefreut, daß mich meine Eltern zum Tempel mitnahmen, wo ich ihnen angesiegelt wurde, und mir gefie die Pe-Vau. Aber mir gefiel es gar nicht, in den langen Versammlungen zu sitzen und eine Ansprache halten zu müssen, auch nicht das Fasten und das Zehntenzahlen.

Als mein kleiner Bruder geboren wurde, wohnten wir in einer Umgebung, wo es fast keine Mormonen gab. Unsere Wohnung in einem dreistöckigen mittelmäßigen Backsteingebäude befand sich an einem merkwürdigen Ort — nicht weit von zwei Extrempunkten unserer Gesellschaft: den Slums im Norden und den Villen und Parks der Reichen im Süden.

Mir war so sehr darum zu tun, mich mit den reichen Kindern in den herrlichen Häusern in den Parks anzufreunden, daß ich an gar nichts anderes dachte. Als mich ein Mädchen aus einem dieser Häuser einlud, am nächsten Sonntag zu ihnen zu kommen — ihre Eltern würden uns auf die Ranch bringen und wir könnten dort reiten —, da war ich ganz wild vor Aufregung. Mir kam kein Gedanke an die Sonntagsschule. Und wie enttäuscht war ich, als Mutti mich daran erinnerte, daß ich versprochen hatte, am nächsten Sonntag den Abendmahlsspruch aufzusagen!

Warum mußte ich denn zur Kirche gehen? Warum mußte ich den Abendmahlsspruch aufsagen? Warum mußten meine Freundinnen nicht zur Kirche gehen und Zehnten zahlen und fasten und Ansprachen halten? Bevor wir Mitglieder der Kirche waren, konnten wir doch tun, was uns Freude machte. Ich ärgerte mich über die Beschränkungen, die uns jetzt auferlegt waren.

Meine Mutti war klug und geduldig. Sie sagte einfach: „Du willst doch bestimmt nicht versäumen, zur Kirche zu gehen. Das ist einer der höchsten Vorzüge, die dir geschenkt sind."

Ich sah dies aber mit anderen Augen. Als ich dann meine Freundin anrief und ihr die Sache schilderte, sagte sie, ihre Eltern würden noch einige Wochen lang sonntags



auf die Ranch fahren. Ich könnte ja mitkommen, wenn ich ein andermal frei wäre.
In der folgenden Woche kam mein kleiner Bruder auf die Welt, und meine Mutter wurde schwer krank. Einige Tage lang rang sie in der Klinik mit dem Tod.
Wenn der Abend kam, spielten wir drei Mädchen in der Dämmerung vor der Tür, balancierten auf dem Gehsteiggeländer und horchten auf die Hunderte von Autos, die ihre Pneus über das Pflaster sausen ließen; wir warteten auf Vater, daß er heimkomme. Wenn er dann kam, hatte er immer ein besorgtes, ganz eingefallenes Gesicht. Jedesmal hörten wir ganz still zu, wenn er berichtete, wie es Mutti ging. Es war immer das gleiche — noch nicht über den Berg.
Da kam der nächste Sonntag. Ein bißchen zögernd zog ich mir meine Jeans und Stiefel an und schaute über den Park hinweg, wo Vati aus der Klinik kommen mußte. Endlich erblickte ich ihn, wie er über den Rasen auf unser Haus zukam. Ich huschte die Treppe hinab.
„Wie geht's Mutti?" flüsterten wir, als hätten wir Angst vor der Frage.
Einen langen Moment sagte Vati kein Wort. „Wenn der Vater im Himmel sie zu sich nimmt", brachte er schließlich heraus, „dann müssen wir den Glauben haben, daß Er die rechte Entscheidung getroffen hat."
„Wird Mutti für immer fortgehen?" fragte meine jüngere Schwester.
Vater nahm sie in seine Arme und sagte: „Mutti wird nie für immer fortgehen. Das ist ja der Segen, daß wir Heilige der Letzten Tage sind. Wir sind als Familie im Tempel gesiegelt, und daß heißt, daß Mutti immer bei uns sein wird. Es kann sein, daß sie für eine Zeitlang den Vater im Himmel besuchen wird, aber wir alle werden auf immer beisammen sein." Ich konnte die Tränen in seinen Augen glänzen sehen. „Es ist ein solcher Segen, daß wir dem Vater im Himmel so nahe sind und daß wir den Vorzug haben, Seiner Kirche anzugehören."
In dem Augenblick fiel mir ein, was Mutti mit ihren lächelnden Augen und der lieben Stimme gesagt hatte: „Du willst doch bestimmt nicht versäumen, zur Kirche zu gehen. Das ist einer der höchsten Vorzüge, die dir geschenkt sind."
Ich rannte schnell wieder hinauf und schlüpfte aus den Stiefeln und den Jeans und hinein in meine Sonntagssachen.
Als ich abends das Abendmahl nahm, dankte ich dem himmlischen Vater in einem stillen Gebet dafür, daß ich da war und das Abendmahl nehmen durfte, daß ich eine Heilige der Letzten Tage sein und deshalb für immer mit meiner Familie beisammen bleiben durfte.
Nie habe ich so fest gebetet wie in jener Woche. Jeden Abend kniete ich an meinem Bett und sprach mit dem Vater im Himmel und versprach Ihm, ich würde in die Versammlung gehen und Zehnten zahlen. Ich gelobte Ihm, ich wolle versuchen, eine gute Heilige zu sein, wenn Er meiner Mutti das Leben erhalten würde.
Wir wurden gesegnet. Mutti blieb am Leben. Ich aber war doppelt gesegnet; denn ich lernte auch, wie glücklich ich war, daß ich eine Heilige der Letzten Tage sein und zur Kirche gehen durfte. ○

RICHARD L. EVANS

Rein—

was für ein herrliches Wort!

Es gibt ein Wort, das einige wunderbare Möglichkeiten für Frieden, für Sicherheit, für Selbstachtung enthält, und dieses Wort heißt „rein". Reine Hände, reines Herz, reines Heim; reines Wasser, reine Luft, reine Kleider — reine Seele, reiner Charakter — was für ein herrliches Wort! Der Geist folgt so oft der Umgebung — und der Kreis kehrt sich um, wenn die Umgebung dem Geist folgt. Wir können zu fast allem eine hoffnungsvolle Einstellung haben, wenn wir uns zur Reinheit verpflichten, dazu, rein zu sein. Präsident McKay hat gesagt: „Es gibt eine Schönheit, die jedes Mädchen hat, ein Geschenk Gottes, so hell wie der Sonnenschein, so heilig wie das Leben. Es ist eine Schönheit, die alle Männer lieben, eine Tugend, die die Seele aller Männer gewinnt. Diese Schönheit ist die Keuschheit." „Eine schöne, anständige, keusche Frau ist das Meisterstück der Schöpfung." „Wandelt im Geist" sagte Paulus, „so werdet ihr die Lüste des Fleisches nicht vollbringen ... Die Frucht aber des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube ..." „Laßt unsere Gedanken, Worte, Kleidung und unser allgemeines Betragen unseren Glauben an die Heiligkeit des Körpers als Tempel Gottes ausdrücken", sagt Hugh B. Brown, „so wie Paulus es gesagt hat: 'Darum gehet aus von ihnen [der Welt] ... und rühret kein Unreines an, so will ich euch annehmen und euer Vater sein, und ihr sollt meine Söhne und Töchter sein ...' ". Das Böse ist nicht rein. Das Böse leistet den unreinen Seelen, den unreinen Charakteren, dem unreinen Verhalten, der unreinen Umgebung Gesellschaft. Daß Reinheit der Göttlichkeit am nächsten steht, ist nicht nur ein altes Sprichwort, sondern eine Tatsache, zu der man stehen soll: Reinheit der Gedanken, der Person, der Kleidung, der Sprache. Das gibt nicht nur die Kraft, rein zu sein, sondern auch Frieden, Sicherheit und Selbstachtung. Die Jugend kann die höchste Höhe erreichen, wenn sie sich zur Reinheit verpflichtet. „Wie glorreich und nahe den Engeln ist die Jugend, die rein ist." Gott helfe uns, daß wir uns zur Reinheit verpflichten.

Die Kunst der Fragestellung

VON STANLEY M. GRABOWSKI

Seit jeher verwenden Lehrer in ihrem Unterricht ein wichtiges Werkzeug: Fragen. Damit können sie einerseits den Lehrinhalt vermitteln, andrerseits ihre Schüler prüfen. Erfolgreich sind im allgemeinen jene Lehrer, die die Kunst der Fragestellung beherrschen. Ein erfahrener Lehrer weiß seine Fragen so zu stellen, daß er dadurch die Teilnahme und Neugier seiner Schüler weckt, ihre Aufmerksamkeit auf ein bestimmtes Thema konzentriert, Diskussionen anregt, ihr Denken lenkt und von ihnen auch Tatsachen und Meinungen erhalten kann.

Die Antwort eines Schülers hängt davon ab, was für eine Frage gestellt und wie sie formuliert wurde; beides ist wesentlich. Wir wollen zuerst einmal die verschiedenen Arten von Fragen betrachten:

1. Die *Faktenfrage:* Dies ist die einfachste Art zu fragen. Sie wird gewöhnlich dann verwendet, wenn man Auskünfte einholen und die Kenntnisse der Schüler ermitteln will. Meist beginnen diese Fragen mit einem der vier Wörter, die jeder Zeitungsreporter zuerst lernt — „was", „wo", „wer" oder „wann". Einige Beispiele: „Wer war Jesus?" „Wo ist das Land, von dem die Bibel erzählt?" „Was ist ein Gebot?"

2. Die *vertiefende Frage* dient zur Einführung zusätzlicher Einzelheiten. Sie lenkt die Aufmerksamkeit sehr gut auf Punkte, die sonst möglicherweise übersehen werden. Sie kann mit „Was noch ...?" „Warum?" oder „Warum nicht?" beginnen.

3. Die *Rechtfertigungsfrage* ermöglicht die Kritik althergebrachter und die Entfaltung besserer Vorstellungen. In der Regel leiten „warum" oder „wie" diese Frage ein. Als Beispiel: „Warum halten die Christen ihren Gottesdienst am Sonntag ab?" oder „Wieso wissen wir, daß die Bibel das offenbarte Wort Gottes ist?"

4. Die *koordinierende Frage* kann das Denken der Schüler sehr gut lenken und dirigieren. Sie kann auch zum Erlangen allgemeiner Zustimmung eingesetzt werden. „Können wir der Feststellung, daß die Bergpredigt auch für heutige Verhältnisse gilt, beipflichten?" und „Wie können wir die Meinung von Anne und Albert auf einen Nenner bringen?" sind Beispiele dafür.

5. Die *hypothetische Frage* wird manchmal als Einleitung neuer, schöpferischer Gedanken benutzt. Häufig verwendet sie „wenn" oder „stellt euch vor". Wieder ein Beispiel: „Was würdet ihr dann tun, wenn morgen das Ende der Welt käme?"

6. *Ersatzfragen* sind hauptsächlich dazu bestimmt, zwei oder mehrere Handlungsweisen mit der Absicht, eine klare Entscheidung zu erlangen, gegeneinander abzuwägen. Meistens werden sie mit „Was für ein ...?" „Welche der beiden ...?" eingeleitet.



Mit Auswahl und Formulierung einer Frage hat man jedoch erst die halbe Schlacht geschlagen. Dann muß der

Lehrer entscheiden, an wen er die Frage richtet. Dafür gibt es drei grundlegende Möglichkeiten:
Zum ersten die *umfassende Frage,* eher an die ganze Klasse als an einen bestimmten Schüler gerichtet. Die Schüler melden sich dann freiwillig zur Antwort. Diese Art der Frage bewegt alle zum Denken und bringt keinen in Verlegenheit.
Eine andere Methode ist die *direkte Frage,* bei der jemand namentlich aufgerufen wird. Wichtig ist, daß man zuerst die Frage stellt, dann erst den Namen des Schülers hinzufügt. Setzt man den Namen des Schülers ans Ende und nicht an den Anfang, passen auch alle anderen auf und denken mit. Die direkte Frage hilft oft, die Schweigsamen in die Diskussion einzubeziehen.
Die dritte Form ist die *umgekehrte Frage* (man kann sie als Grundstein für eine Diskussion benutzen), das heißt, man richtet eine Gegenfrage an den Schüler, der gefragt hat, oder an einen anderen oder an die gesamte Klasse. Wendet man sich an einen anderen Schüler oder die Klasse, kann man dies auch als *zwischengeschaltete Frage* bezeichnen. Eine gangbare Möglichkeit wäre vielleicht folgendes: „Kannst du deine Meinung darüber äußern, Rita?"
Außerdem gibt es noch einiges, was der Lehrer beim Fragen beachten muß: Eine Frage muß so kurz und einfach wie möglich sein; sie soll sich aus der vorhergehenden Frage und der Antwort darauf ergeben; sie muß den Schülern angemessen sein.
Neben der Kenntnis, welche Fragen man verwendet, wie man sie formuliert, an wen man sie richtet, gehört zur Kunst der Fragestellung auch noch der richtige Tonfall, der geeignete Gesichtsausdruck und das passende Gehaben bei jeder einzelnen Frage. Diese Faktoren können auf das Vertrauen und das Verständnis für die Schüler einwirken.
Zuletzt noch etwas Wichtiges für den Umgang mit Schülern: das Zuhören. Zum besseren Verstehen der Schüler ist das Zuhören genauso wichtig wie das Fragen.
Aktives Zuhören bedeutet, daß man um ein Verständnis der Worte, der Gefühle, Standpunkte und Beweggründe bemüht ist, die hinter den Worten stehen, die die Schüler äußern, mit denen sie antworten. Dies alles zeigt uns, wie die Schüler das Gesagte auslegen.
Der Lehrer zeigt, daß er zuhört, indem er zustimmend nickt oder etwas wie „ja, erzähl' weiter" einwirft. Ein anderes Beispiel für aktives Zuhören wäre, daß er die Antwort des Schülers mit anderen Worten formuliert und dessen Bemerkungen kurz zusammenfaßt.
Das Wissen um Fragestellung und Zuhören kann nicht alle Probleme lösen, denen ein Lehrer in der Klasse gegenübersteht, doch können diese Methoden dem gutvorbereiteten Lehrer wirklich helfen. ○

Schriftstellen zum gemeinsamen Aufsagen am 5. Juli 1970

In Kursus 15 und 19 sollen die Schüler die vorgesehenen Schriftstellen im Juni auswendig lernen; während des Gottesdienstes der Sonntagsschule am 5. Juli 1970 soll dann jeder Kursus seine Schriftstelle gemeinsam aufsagen.

Kursus 15:
(Jesus erinnert Seine Jünger daran, daß Er sie berufen und ordiniert hat, daß Er ihnen die Vollmacht gegeben hat, das Evangelium zu predigen und in der Kirche zu amtieren. Wenn sie diese Berufung gebeterfüllt wahrnehmen würden, verheißt Er ihnen den Beistand und die Hilfe Gottes.)
„Ihr habt mich nicht erwählt, sondern ich habe euch erwählt und gesetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringet und eure Frucht bleibe, damit, wenn ihr den Vater bittet in meinem Namen, Er's euch gebe." — Johannes 15:16.
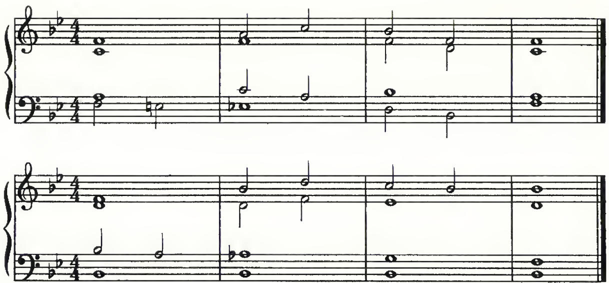
Kursus 19:
(Gott duldet keinerlei Sünde, nimmt aber jeden Sünder liebevoll auf und vergibt ihm, sofern dieser Tag für Tag Buße tut und sich bemüht, den Geboten gemäß zu leben.)
„Denn ich, der Herr, kann auch nicht mit der geringsten Nachsicht auf Sünde sehen. Dennoch soll dem, der Buße tut und die Gebote des Herrn befolgt, vergeben werden." — Lehre und Bündnisse 1:31, 32.

ABENDMAHLSSPRUCH

Sonntagsschule
„Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen" (Joh. 8:32).

Juniorsonntagsschule
„Und Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde" (1. Mose 1:27; Zürcher Bibel).

DELMAR H. DICKSON



Macht und Segnung des Priestertums

Das Priestertum ist das von Gott errichtete Fundament des glücklichen Familienlebens, und der Herr gibt jeder würdigen Familie bereitwillig Seine Segnungen.

Das Priestertum kann sich auf jede Familie segnend auswirken, sobald sie das Evangelium Christi verstehen und verwirklichen lernt — mag sie nun im Missionsfeld leben und eben erst bekehrt worden sein oder bereits auf Generationen in der Kirche zurückblicken.

Besonders hervorgehoben wird es in den Tempelverordnungen. Wenn wir die Wahrheit unserer inspirierten Religion begreifen und die Tempelehe aus der richtigen Perspektive betrachten, erkennen wir diese heilige Verordnung klar als die Basis des echten Erfolges im Familienleben. Sie ist die Grundmauer, auf der wir wahres Glück in diesem und Erhöhung im nächsten Leben aufbauen.

Sie versichert jeder Familie: Das Priestertum ist in eurem Heim gegenwärtig. Faßt man dies richtig auf, so öffnet sich dadurch die Tür zu einer rechtschaffenen, gottesfürchtigen Lebensweise.

Lebt man folglich nach dem Evangelium, ergeben sich daraus zweifellos Segnungen. Dann sind des Himmels Fenster wirklich geöffnet, und es ergießen sich derart viele Segnungen über uns, daß wir kaum genügend Raum dafür haben.

Im Tempel werden den aufrichtigen Gläubigen himmlische Segnungen gegeben. Aus diesem Heiligtum kann sie jeder von uns in sein Heim tragen, damit er darauf ein engeres Familienleben, ein zärtlicheres und heiligeres Verhältnis zu seinem Ehepartner gründen kann. Die Segnungen der Priestertumsverordnungen im Tempel sind für Mann und Frau gleich. Es gibt keinen Unterschied.

Bei der Eheschließung werden die Segnungen der Siegelung in gleichem Maße auf Mann und Frau übertragen. Auch das Bündnis des Gehorsams, zu dem uns das Evangelium verpflichtet, gilt für beide. Es gibt keinen Unterschied. In der Kirche haben wir keine doppelte Moral.

Ebenso sind die Verheißungen für beide gültig. Wenn der Herr dem Gehorsamen verspricht, Er werde ihm des Himmels Fenster auftun und Segen die Fülle herabschütten, daß er ihn gar nicht fassen kann — unterscheidet Er dann die Segnungen, gibt dies den Männern, jenes aber den Frauen?

Bei dem Herrn gibt es kein Ansehen der Person.

Wenn zum Beispiel zwei junge Leute im Tempel Gottes die Ehe schließen, unterwerfen sie sich durch das Priestertum gemeinsam den gleichen Bündnissen und erhalten die gleichen Verheißungen göttlichen Wohlwollens.

Was bedeutet es nun, wenn sie das Priestertum in ihr eben geschaffenes Heim tragen?

Es bedeutet wahrhaftig, daß sie Gottes Kraft dorthin bringen — Sein Versprechen, diese Familie zu segnen — Seine Macht, sie zu schützen, zu festigen, zu läutern — Seine heilende Einwirkung, wenn jemand krank wird — Seine Inspiration bei der Belehrung der Kleinen — Seine heiligende Macht, die jedes Haus zu einem Tempel machen kann, zu einem Zufluchtsort, zu einer Stätte des Friedens.

Wird ein Heim so gegründet, dann ist es mehr als nur der Wohnort, wo die Familie ißt und schläft und das Auto parkt.

Es ist der Ursprung einer ewigen Beziehung, die die Familie für immer zusammenhält.

Bedenken Sie kurz folgendes: Wodurch werden Ehegatten aneinander gesiegelt? Durch das heilige Priestertum.

Durch welche Macht werden Kinder für das Leben, den Tod und die Auferstehung an ihre Eltern gesiegelt? Durch das Priestertum.

Durch welche Kraft werden die Kleinen, wenn sie krank sind, in ihren eigenen vier Wänden gesegnet und geheilt? Es ist die Kraft des Priestertums.

Welche Macht erhält die Familieneinheit bis zur freudigen Wiedervereinigung im Jenseits, wenn sie auch hier der Tod zerreißt? Es ist die Macht des Priestertums.

ÄLT. MARK E. PETERSEN
vom Rat der Zwölf
(Ansprache bei der Generalkonferenz der FHV am 2. Oktober 1969)



Die Kraft des Priestertums berührt jeden Abschnitt des Familienlebens, wenn wir das Evangelium verwirklichen.
Die Lebensregeln solcher Familien stehen in Einklang mit heiligen Grundsätzen, die uns Gott durch Seine bevollmächtigten Diener gegeben hat.
Das Heim wird dadurch zu einem Heiligtum mit göttlicher Belehrung, wo unter dem Einfluß des Priestertums das Familiengebet durchgeführt wird; wo in einer durch das Priestertum geförderten gesunden Umgebung gemeinsam gespielt und gesungen wird.
Wie ein empfindlicher Setzling kann jedes Kind im Wirkungsbereich des Priestertums behutsam geleitet, zum Positiven bewegt, in allem Rechtschaffenen unterrichtet werden.
Im Licht des Priestertums kann sich die Stärke der Reinheit scharf von der entkräftenden Wirkung der Sünde abheben. Das Wort der Weisheit wird gern gehalten; Keuschheit wird zur vernunftgemäßen Parole; Aufrichtigkeit ist die Richtlinie, von der keiner abweicht — das alles ist dort möglich, wo das Priestertum tätig ist.
Geistigkeit kommt in so einer Familie von selbst. Ohne Gott gibt es keine echte Freude. Ein Zeugnis Seiner tatsächlichen Existenz kann in einer solchen Familie jeder erlangen, da Gott zu dieser Familie gehört. Er wirkt dort. Seine Freude, Seine Ruhe, Seine starke Gewißheit, Sein Glück, Seine Sicherheit, die Ausstrahlung Seiner Intelligenz, die unseren Sinn erleuchtet — all das ist dort zu finden.
Wenn unsere Kinder erwachsen werden und selbst die Segnungen des Priestertums empfangen, dann erkennen wir, daß sich Gottes heilige Macht fortlaufend ausbreitet, von Generation zu Generation, bis wir wirklich ein heiliges Volk, das Volk des Eigentums sind, das die Wohltaten dessen verkündigt, der uns von der Finsternis zu Seinem wunderbaren Licht berufen hat (siehe 1. Petrus 2:9).
Müssen wir nicht bestrebt sein, die Kraft des Priestertums in jede Familie zu tragen und es unser Leben lang zu verherrlichen?
Als Priestertum bezeichnen wir die den Menschen übertragene Macht Gottes.
Sollen wir diese Kraft und ihre göttliche Wirkung nicht zu einem Bestandteil jedes Heimes machen?
Muß der Mann dieses Priestertum nicht ehren und darin Fortschritte machen?
Soll sich der Sohn nicht ehrlich bemühen, daß er ordnungsgemäß ordiniert wird, und es ebenfalls ehren und darin aufsteigen?
Muß nicht ebenso jede Mutter, jede Gattin, jede Tochter diese göttliche Macht verherrlichen, die dem Gatten, Sohn, Vater oder Bruder übertragen worden ist?
Warum sollen sie dies tun?
Wird das Priestertum wertgehalten, wirkt es sich segnend auf die Familie aus; es verbreitet Frieden, wodurch jede Gattin, Mutter oder Tochter glücklich werden wird.
Wo das Priestertum richtig verstanden und geehrt wird, wo es ausschlaggebend tätig ist, dort wird es keine Streitigkeiten geben, keine zerrütteten Familien, keinen Betrug, keine Untreue, keine Scheidung.
Statt dessen werden Einigkeit und Freude herrschen.

Christus ist ja der Friedefürst (siehe Jes. 9:12) — ist es nicht Sein Priestertum? Heißt es denn nicht nach der Ordnung des Sohnes Gottes (siehe LuB 107:3)?
Schwestern, spornen Sie Ihren Mann an, daß er sein Priestertum ehrt und so, wie es sich geziemt, in dem Amte tätig ist, zu dem er berufen wurde. Unterrichten Sie Ihre Söhne, daß sie sich auf den Tag ihrer Ordinierung freuen, daß sie seine Bedeutung begreifen und es ebenfalls verherrlichen.
Unterstützen Sie Ihren Mann, daß er Ihre Familie würdig führen kann. Anerkennen Sie ihn als Priester und Familienvorstand. Ihr hoher Lohn wird Eintracht in der Familie sein.
Seien Sie ihm eine Hilfe, daß er der Familienpatriarch wird, den Sie sich wünschen.
Gott schenkt uns Frieden — Er ist dessen einzige Quelle.
Ihr Gatte und Sie — Sie sind beide Diener Gottes. Und die Vollmacht, die er bei seiner Ordinierung erhalten hat, ist der Schlüssel zum Frieden.
Schwestern, helfen Sie, den Schlüssel umzudrehen und Ihrer Familie die Segnungen des Himmels zu erschließen. Sie können dies, wenn Sie selbst das Priestertum Gottes verherrlichen und Ihren Mann dazu anspornen, daß er tagtäglich darin Fortschritt macht — zu Hause, an seinem Arbeitsplatz und in der Kirche.
Es ist wirklich schade, daß manche Männer ihr Priestertum in vielfältiger Weise mißachten. Das kommt nicht allein in den kriminellen Handlungen zum Ausdruck, deren sich einige schuldig machen; nicht nur in der Unkeuschheit, im Betrug oder sogar darin, daß sie von der Kirche abfallen.

Häufig tritt dies auf andere Art zutage. Es gibt beispielsweise kaum etwas Feigeres, als Rohheit in der Familie anzuwenden, seiner Gattin und den Kindern gegenüber unhöflich zu sein, und zwar in der Rolle des Mannes und Vaters, der sich für den Alleinherrscher im Heim hält und meint: „Der König macht nichts falsch."

Viele Männer wollen ihr Ansehen auf Kosten ihrer Frau und ihrer Kinder erhöhen; sie setzen sie sogar vor anderen Leuten herab, geben ihnen den Anschein von zweitrangigen, minderwertigen Bürgern.

Solche Mißachtung führt lediglich zu Verstimmung und anderem Verdruß, im Extremfall auch zur Scheidung.

Ebensowenig, wie etwas Unreines in das himmlische Reich kommen kann, wird ein herzloser Mensch es ererben. Die Aufnahme in dieses Reich verdienen wir uns einzig und allein durch Demut; durch echten Gehorsam gegen die Gebote Christi, der die kleinen Kinder geliebt und alle Frauen — sogar sündige — ehrerbietig behandelt hat.

Er ist der Friedefürst, und zu Seinem Frieden gehört auch der Frieden in der Familie. Er zeigt uns, daß wir einander in Güte begegnen sollen, und das bezieht sich auch auf die Familie. Er lehrt Versöhnlichkeit, Nachsicht, Geduld und Langmut — wenn wir das alles in der Familie anwenden, so gereicht es uns zum besten. Meinen Sie, jemand könnte ohne diese gundlegenden Eigenschaften in Seine Gegenwart gelangen?

Trotzdem sind die vorhin erwähnten Übertretungen in so manchem Heim üblich. Ruft nun ein Bruder durch Selbstsucht oder Kurzsichtigkeit in seiner Familie solche Verhältnisse hervor, dann mißachtet und entweiht er das Priestertum, das er trägt.

Auch ein geheimer Verstoß gegen Gottes Gesetze bleibt eine Verletzung Seiner Gebote. Daß dies in den eigenen vier Wänden und nicht in der Öffentlichkeit geschieht, mindert die Schwere in keiner Weise.

Viele Männer tun vor den Augen anderer fromm, benehmen sich zu Hause jedoch ganz anders. Das ist eine äußerst scheinheilige Mißachtung des Priestertums. Gott verachtet Heuchler.

Der Mann soll nicht nur freundlich zu seiner Frau und seinen Kindern sein, sie liebend und rücksichtsvoll behandeln, er muß sogar seinen Söhnen durch sein Beispiel ein gleiches Verhalten beibringen.

Einen wesentlichen Platz in der Verherrlichung des Priestertums nimmt die Achtung vor den Frauen ein. Da das Priestertum tatsächlich nach der Ordnung des Sohnes Gottes eingesetzt ist, sollen Seine Eigenschaften alle jene kennzeichnen, die sich dieser Ordnung unterworfen haben.

Wir dürfen nicht vergessen:

„daß die Rechte des Priestertums unzertrennlich mit den Mächten des Himmels verbunden sind, und daß diese nur nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit beherrscht und gebraucht werden können.

Daß sie uns übertragen werden können, ist wahr; wenn wir aber versuchen, unsre Sünden zuzudecken oder unserem Stolz und eitlen Ehrgeiz zu frönen oder auch nur im geringsten ungerechten Einfluß, Zwang oder Herrschaft über die Seelen der Menschenkinder auszuüben, siehe, dann entziehen sich die Himmel, der Geist des Herrn ist betrübt, und wenn er gewichen ist — Amen zum Priestertum oder zur Vollmacht eines solchen Mannes" (LuB 121:36-37).

Das Studium im Kreis der Familie ist ein gutes Mittel, wenn Sie Ihre Söhne und Ihren Mann auf einige ihrer Verpflichtungen im Priestertum aufmerksam machen wollen.

Wird nun diese himmlische Macht in ihrer vollen Bedeutung erkannt und von Eltern und Kindern gleichermaßen geachtet, dann kann sie jeder Familie unaussprechliche Freude in diesem Leben und das Zusammenbleiben der Familie für alle Ewigkeit gewährleisten.

Eigentlich ist die Familie eine kleine Gemeinde unserer Kirche. Das Kirchenprogramm soll hier durchgeführt werden, das Priestertum rücksichtsvoll und rechtschaffen den Vorsitz haben, Liebe und Eintracht sollen alle Anwesenden leiten. Nirgendwo anders kann das Evangelium wirkungsvoller gelehrt werden. Dies muß in einer entspannten Atmosphäre geschehen. In solchen Verhältnissen lernen Kinder das Evangelium lieben, sie finden Gefallen daran — wir dürfen nicht vergessen, daß sie dem Evangelium nur gehorchen werden, wenn sie daran Freude haben.

Es ist offensichtlich, daß die Umstände vielen Familien die ständige Anwesenheit des Priestertums in ihrer Mitte entziehen.

Bei einigen ist der Vater kein Mitglied der Kirche. Bei anderen ist der Gatte und Vater bereits gestorben. Und dann gibt es noch viele wertvolle Frauen, die bis jetzt noch keinen geeigneten Ehepartner gefunden haben. Doch sogar diese Familien können sich der Vollmacht des Priestertums erfreuen.

Die gläubige Frau und Mutter kann ihre Kinder im Gebet, im Glauben, im Leben nach dem Evangelium unterweisen.

Jede ledige Schwester kann den Dienst ihres Bischofs in Anspruch nehmen, der ja der Vater der ganzen Gemeinde ist. Auch die Heimlehrer stehen ihr bei; deren Einfluß ist dauernd zu spüren — nicht nur bei ihren regelmäßigen Besuchen als Seelsorger, sondern auch dadurch, daß sie allen Familien in der Gemeinde die Sicherheit geben: sie sind immer nahe, stehen immer zur Verfügung.

Man kann diese Brüder rufen, damit sie in Notzeiten eine Segnung aussprechen. Sie können ihre Ansicht äußern und Ratschläge erteilen. In der Kirche darf keine Familie die inspirierte Führung des Priestertums Gottes entbehren.

Wir wollen das Priestertum in seiner wahren Bedeutung anerkennen — als die Macht Gottes, die uns für das irdische, vergängliche Leben übertragen worden ist.

Wir wollen uns seine Aufgaben vor Augen halten, die da sind: segnen; leiten; erhöhen; jeder Familie versichern, daß Gott allgegenwärtig ist, nicht allein durch die Kraft des heiligen Geistes, sondern auch in Gestalt Seiner ordnungsgemäß berufenen Diener.

O



Tut doch wie ich

VON MONROE UND SHIRLEY PAXMAN

Dr. Albert Schweitzer, der berühmte Organist und geachtete Urwalddoktor, hat gesagt: „Das Beispiel ist nicht das Wichtigste; es ist das Einzige." Wenn man dies auf die Eltern bezieht, wollen wir ein interessantes Experiment an der Brigham-Young-Universität betrachten, das ein Absolvent des Faches Kinderentwicklung durchgeführt hat. Es hebt hervor, wie stark die Tendenz der Kinder ist, mehr dem anschaulichen als dem wörtlichen Beispiel der Erwachsenen zu folgen. Der Forscher plante ein Experiment im Kindergarten, um zu sehen, wie sehr die Kinder durch das Verhalten der Lehrerin beeinflußt werden, verglichen mit deren wörtlichen Anweisungen. Die Lehrerin stellte zwei Schüsseln mit Bonbons auf einen Tisch vor die Kinder. Von Zeit zu Zeit, während sie zur Klasse sprach, nahm sie ein Bonbon aus einer der Schüsseln, steckte es in den Mund, um es wieder unauffällig herauszunehmen und in den Papierkorb fallen zu lassen. Während sie dies alles tat, sagte sie mit freundlicher, bestimmter Stimme: „Oh, dieses Bonbon ist gut! Es schmeckt so fein!", und so weiter.
Jedesmal, wenn sie ein Bonbon aus der anderen Schüssel nahm, sagte sie: „Oh, dieses Bonbon ist schrecklich. Es schmeckt komisch. Ich mag dieses Bonbon nicht". Sie begleitete ihre Bemerkungen mit einer Grimasse. Doch nahm sie weiter von den Bonbons der zweiten Schüssel und schluckte jedes Stück, daß sie kostete. Die Kinder beobachteten dies alles, ohne etwas zu sagen. Später, während des Unterrichts, bot die Lehrerin den Kindern Bonbons aus beiden Schüsseln an. Fast ohne Ausnahme nahmen die Kinder die Bonbons aus der zweiten Schüssel — die, wie die Lehrerin sagte, nicht gut waren, aber die sie gegessen hatte. Die Kinder lehnten die Bonbons der ersten Schüssel ab — die, wie die Lehrerin sagte, gut waren, die sie aber nicht gegessen hatte.
Diese Untersuchung bestätigt, was so viele Eltern entdeckt haben, manchmal zu ihrem Bedauern oder zu ihrer Verlegenheit. Den Kindern zu sagen, welch Segen es ist, der Menschheit durch Arbeit in der Kirche zu dienen, kann eine „Erste-Schüssel"-Reaktion hervorrufen, wenn sich die Eltern eigentlich vor Kirchenaufgaben drücken und sich über die Art beklagen, wie die Dinge in der Kirche getan werden. Und süße Anerkennungsworte in

Anwesenheit eines Beamten der Kirche können die Kinder dazu führen, eine respektvolle und dankbare Haltung anzunehmen und sie oberflächlich zu befolgen; aber diese gleichen Tugenden können leicht in den Papierkorb geworfen werden, wenn die Eltern in ihren privaten Gesprächen sich zu Hause über denselben Beamten beklagen.

Wie können die Eltern zeigen, daß Arbeit eine Segnung ist?

Wenn die Eltern über ihre Jugend sprechen — prahlen sie damit, wie hart sie arbeiten mußten? Solch eine Prahlerei ist oft nicht mehr als eine dünn verschleierte Klage. Wenn man den Kindern sagt, wie glücklich sie sind, daß sie nicht so hart arbeiten müssen, wie ihre Eltern es mußten, heißt das deutlich: die Arbeit umgehen ist eine Segnung. In den Worten des Experiments: die Eltern haben unabsichtlich eine Papierkorb-Reaktion ausgelöst. Die positive Art und Weise, die Arbeit zu betrachten, ist Begeisterung und Freude und Zufriedenheit. Warum ziehen dann einige Eltern vor, ein Märtyrerbild von der Arbeit in der Kirche oder von ihrer täglichen Arbeit zu entwerfen? Begünstigen sie damit nicht die Ansicht, daß diejenigen, die arbeiten, Opfer bringen? Ist das Opfer der Arbeit seliger denn die Befriedigung der Arbeit? Die Einstellung der Eltern und ihr Beispiel machen den Unterschied.

Was trägt es ein, wenn Eltern nur mit den Lippen dienen? Vor mehreren Jahren gelangte ein außergewöhnlich aufregender Fall vor Gericht. Ein junges Mädchen wurde wegen Ladendiebstahls angeklagt. Das Verblüffende am Bericht war jedoch, daß seine Mutter bei derselben Gelegenheit wegen Ladendiebstahls beschuldigt wurde. Die Mutter sagte in Tränen: „Ich schäme mich so. Ich dachte nicht, daß meine Tochter es wisse. Aber ich bin nicht ganz schlecht — ich habe versucht, eine gute Mutter zu sein. Wir gehen zur Kirche und versuchen immer, das Familiengebet zu pflegen".

Der Bewährungshelfer zuckte zusammen und bemerkte später kopfschüttelnd: „Vielleicht müssen wir das Motto ändern: Mitsammen gebetet, mitsammen erbaut — mitsammen geklaut." Wie sehr auch solch ein Ereignis unser Feingefühl schockiert, wäre es vielleicht für die Eltern doch vernünftig, ihr lebendiges Beispiel mit dem zu vergleichen, was sie sagen. Das Gewicht, das diese Mutter auf Kirche und Gebet legte, war positiv; durch ihre Taten jedoch unterhöhlte sie schrecklich die Tugenden, die die Kirche vertritt.

Kein Vater und keine Mutter würde absichtlich einen schlechten Gedanken oder ein schlechtes Beispiel in ein Kind pflanzen, aber Versehen und Schwachheiten enthalten unglücklicherweise stark belehrende Botschaften. Die von den Eltern ausgedrückte Einstellung zur Sexmoral mag die beste sein, wenn sie jedoch lebhaftes Vergnügen an Witzen über irregeleitete Sexualität zeigen und darüber lachen, können ihre Kinder genauso reagieren wie auf die zweite Bonbonschüssel der Lehrerin, die sie, wie sie sagte, nicht schätzte, aber zu genießen schien.

Viele Eltern klagen: „Warum lesen Kinder keine Bücher mehr?" Die Eltern sollten sich lieber beim Lesen sehen lassen. Begeisterte Bemerkungen eines Vaters, einer Mutter über die Freuden, die Aufregung und die Befriedigung eines guten Buches führen weiter, als wenn man versucht, ein Kind zum Lesen zu stoßen; das Kind sieht, daß Taten die Worte begleiten. Wenn sich die Eltern über die Arbeit in der Kirche, über gute Musik, Literatur, Kunst, Drama, Schriftstellen, schöpferische Hobbys — das Leben des Evangeliums — freuen, dann sind sie mit der besten Kraftquelle zur Beeinflussung ihrer Kinder verbunden — der Kraft des Beispiels. ○







Werke des Glaubens: Es passierte um 11.25 Uhr...

... während des Schlußteils der Wedeler Sonntagsschule. Alle wurden da aufgefordert, ab sofort 8 Tage lang **ohne einzukaufen** zu leben. Allein der eigene Wohlfahrtsplan sollte die Familie eine Woche lang ernähren, wobei ein Austausch unter Geschwistern erlaubt wurde. Wasser, Strom usw. durften – diesmal noch – benutzt werden. Mit einem starken (!) inneren „Ruck" stimmte jeder dem Vorschlag zu und... ja und lebte in wunderbarer Weise den Geist dieses Beschlusses.

Was war vorausgegangen?

Die Sturmflutkatastrophe hat uns Norddeutsche drastisch spüren lassen, daß das Gebot des Herrn, über einen gewissen Zeitraum versorgungsmäßig unabhängig zu sein, wirklich Seiner Weisheit entspringt. Und unter dem sanften, sorgenvollen Druck von Präsident Panitsch und Bruder Roggow führte der Pfahl Hamburg jährlich ein allgemeines Projekt durch: Kocher, Wasserbehälter, Kanister mit Weizen (10 Jahre haltbar), Schrotmühlen usw., usw. wurden engros eingekauft und jeder konnte sie erwerben. Und dann wurde in der Gemeinde zwei Monate lang in den allgemeinen Versammlungen und durch die Heimlehrer intensiver als sonst beraten und unterwiesen. Der Erfolg: Alle erfaßten den Geist des Gebotes und (fast alle) taten das ihre.

Nach dem Motto: „Platz ist in der kleinsten Hütte" wurde so manch „tote" Türfüllung, der Platz unter den Betten, hier eine Ecke und dort ein Winkel zum Lagerraum, der sich l-a-n-g-s-a-m füllte. Auch dies geschah: Jemand strich ²/₃ der weihnachtlichen Familiengeschenke und kaufte dafür für die Betreffenden warme Bekleidung, die – neu wie sie war – in den eigenen Wohlfahrtsplan wanderte. Und alle dachten, jetzt wären sie versorgt; sie hätten alles Wichtige.

Wirklich?

Um das auszuprobieren, Lücken zu entdecken, Erfahrungen zu sammeln und weiter planen zu können, lebten wir alle ohne vorherige Ankündigung 8 Tage aus dem „vollen" (Vorratsplan).

Und?

O Schreck: „Vieles was man essen wollte, jetzo in den Müll rein rollte!" Man hatte nämlich „vergessen", früher Eingekauftes in regelmäßigem Turnus zu verbrauchen. Oder waren das Dinge, die man haben soll, die man aber nicht „mochte" und deshalb stehen ließ?

„Ich habe zum erstenmal gemerkt, daß man auch einfach kochen kann und doch geschmackvoll. Selbst mein Mann fand das prima" (4-Pers.-Haushalt).

„Jeder Krümel des selbst gebackenen Brotes war eigentlich ein Genuß. Mir ist klar geworden, wie gut es mir geht und wieviel ich vorher immer verschwendet habe" (2-Pers.-Haushalt).

„Mir war nie aufgegangen, daß ich aus Gewohnheit viele im Grunde sinnlose Lebensmittel kaufte, was mir so viel Geld aus den Taschen zog. Ich glaube, ich kann durch Selberbacken, Nachdenken und etwas Unbequemlichkeit ab sofort etwa ¹/₃ des Haushaltsgeldes sparen. Eigenes Brot und anderes macht Spaß herzustellen und wird eben billiger. Außerdem gewöhne ich mich an das Selberzurechtkommen" (5-Pers.-Haushalt).

„Wir haben sogar unsere Schuhe selber repariert".

„Meine Güte, fehlt mir noch viel!" (1-Pers.-Haushalt)

„Erst dachte ich ja, daß wir das nicht schaffen, zu sieben Personen, aber wenn man nur will..."

Ja, man muß das Gebot des Herrn halten wollen.

Und Sie?

P. S.: Die Autoritäten raten uns Deutschen, einen Vorrat an Grundnahrungsmitteln für vier Wochen liegen zu haben!

v.S.









ZWEITES WIESBADENER

Zum zweiten Male hatte der Distrikt Wiesbaden am 21. März 1970 zu einer öffentlichen Konzertveranstaltung im Vortragssaal des Städtischen Museums zu Wiesbaden eingeladen.
Allein die große Besucherzahl — der Saal war einschließlich der Seitenlogen voll besetzt — war Bestätigung dafür, daß mit diesen Konzertveranstaltungen eine Lücke im Distriktsgeschehen geschlossen wurde.
Das mit viel Liebe zusammengestellte Programm brachte einen musikalischen Reigen hohen Anspruchs. Alle Mitwirkenden gaben mit Hingabe ihr Bestes und fanden in den Zuhörenden ein begeistertes Publikum.
Nach der kurzen Begrüßung durch Br. Jürgen Warnke und einem Gebet des Gemeindeleiters Br. Dragesser wurde der Abend mit dem 1. Satz aus dem Streichquartett Nr. 1 Opus 18 von L. v. Beethoven eröffnet. Von L. v. Beethoven war auch der ausgezeichnete Klaviervortrag der noch sehr jungen und vielversprechenden Schw. Sonja Müller.
Br. Foky-Gruber bot auf einer von ihm selbst konstruierten Blockflöte ein exzellent und virtuos vorgetragenes Spiel, das, wie auch die vom Foky-Gruber-Trio gebrachten ungarischen Volks- und Hirtenlieder begeisterten Anklang fanden.
Als Solisten des Abends brillierten Alexander R. Sutey, ein gut geschulter, wohlklingender Bariton mit Liedern von Rachmaninoff, Schubert und slawischer Folklore. Er erntete lebhaften Beifall für seine Vorträge und war für Zugaben gern bereit. Schw. Kathie Cannon — uns aus dem 1. Wiesbadener Konzert in guter Erinnerung — begeisterte wieder mit ihrem herrlichen Sopran. Sowohl der Vortrag einer Arie aus Händels „Josua", als auch ein Schubertlied — am Flügel von

KONZERT

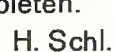
der Pianistin A. Sawyer einfühlsam begleitet — zeugten von ihrer schönen, gepflegten Stimme. Die Brillanz ihrer Stimme fand in der Koloraturarie aus „Caro Nome" aus Rigoletto von G. Verdi besonderen Ausdruck.

Als Besonderheit der Wiesbadener Konzerte sind die Darbietungen des gemischten Distriktchors zu werten. Unter der bewährten Leitung von Schw. Erika Warnke brachte er unter anderem den „Gesang der Erlösten" von E. Stephens und den Chor der Gefangenen aus der Oper „Nabucco" von G. Verdi in gekonnter Weise zum Vortrag. Gerade diese Gesangsleistungen in ihrer Gesamtheit sind am Idealismus und der Mühe und Bereitschaft jedes einzelnen Chormitgliedes zu messen. Mit dem Willen, auch durch Chorgesang dem Herrn zu dienen, finden sich die beteiligten Geschwister aus den verschiedensten Gemeinden des Distrikts zu den Chorproben zusammen.

Mit großer Freude und besonderer Anerkennung wurden die Beiträge des Chores der amerikanischen Geschwister aus Wiesbaden unter der Leitung von Schw. Gwen Garrard aufgenommen. Hier zeigt sich ganz deutlich, daß auch eine kleinere Gruppe ausgezeichnete Gesangsleistungen hervorzubringen vermag.

Die Umrahmung des Konzertes hatten dankenswerterweise Musiker eines staatlichen Orchesters übernommen, deren kammermusikalischen Vorträge sauber interpretiert wurden.

Der herzlich und reichlich gespendete Beifall und Blumen für die Damen waren der Dank für alle Mitwirkenden dieses in jeder Hinsicht erfolgreichen Konzertabends. Grund genug, den Geschwistern und Freunden der Kirche wieder einen solch genußreichen Abend zu bieten.



H. Schl.







Jugendtempelfahrt

Die GFV-Leitung des Rhein-Distrikts, Zentraldeutsche Mission, organisierte über Ostern (27. 3. — 31. 3. 1970) eine Jugendtempelfahrt in die Schweiz. Den geistigen Höhepunkt stellten die Totentaufen dar. Insgesamt wurden Taufen für 211 Männer und 150 Frauen durchgeführt. Nachmittags machte die Gruppe einen Stadtbummel durch die schöne Stadt Bern.

Am Sonntagmorgen waren die Jugendlichen zu Gast in der Gemeinde Thun. Daran schloß sich am Nachmittag eine wunderbare Plauderstunde mit dem Tempelpräsidenten Grob und mit dem Patriarchen des Schweizer Pfahles, Bruder Ringger. Den Abschluß fand die Reise bei strahlendem Sonnenschein in einer mehrstündigen Wanderung durch meterhohen Schnee rund um den Alpenort Zweisimmern. A. M.

Ostereiersuchen

Am Ostermontag traf sich die Gemeinde Waiblingen aus dem Stuttgarter Pfahl zum Ostereiersuchen der Kinder. Umrahmt wurde diese Veranstaltung von kleinen Wettspielen für die Kinder. Einen würdigen Abschluß fand dieser erlebnisreiche Tag mit einem Taufgottesdienst im Stuttgarter Gemeindehaus, bei dem eine Schwester den Bund mit dem Herrn schloß.

A. Z.







Die Poesie des Alltäglichen

VON RICHARD L. EVANS

Sir William Osler, der berühmte kanadische Arzt, hat einen Gedanken ausgesprochen, der den immer gleichbleibenden Trott in den Mittelpunkt rückt. Er sprach von der „Poesie des Alltäglichen". Er sagte: „Nichts wird dich besser aufrecht halten als die Kraft, die im eintönigen, gewohnheitsmäßigen Gang zu finden ist, ... die wahre Poesie des Lebens — die Poesie des Alltäglichen, des gewöhnlichen Mannes, der schlichten, abgerackerten Frau, mit ihrer Liebe und ihren Freuden, ihren Sorgen und ihrem Kummer." Allzuoft verherrlichen wir das Außergewöhnliche, das Übertriebene, das Gekünstelte; die Welt dreht sich weiter, Tag für Tag, mit den aufrichtigen, andauernden Bemühungen zuverlässiger Durchschnittsmenschen; sie stehen Problemen gegenüber, kommen Verpflichtungen nach, kümmern sich um Kinder, um Kranke, sorgen füreinander, erfüllen lebenswichtige Funktionen, verrichten ihre Arbeit genau und haben ständig Hindernisse zu überwinden. Sie sind gut, und ohne ihre tägliche Erfüllung dessen, was getan werden muß, wäre die Welt nicht lebenswert. Maschinen werden niemals gänzlich den Platz überlegender, gewissenhafter, pflichtbewußt handelnder Menschen einnehmen können. Glanz und Muße können niemals an die Stelle gediegener Arbeit in der Welt treten, nämlich dessen, was heute vollbracht werden muß. Phillips Brooks meint: „Wenn du deine Aufgabe ganz pflichtgetreu erfüllst, dann trägst du zum Allgemeinwohl so viel bei wie die begabteste Arbeitskraft ... Geh und nimm deine Pflicht auf dich, erfülle sie ... vergnügt und liebevoll ... gib dich ihr ganz hin und doch ... sei zutiefst dankbar für die Arbeit, die andere Menschen leisten ... so soll sich alles zum Besten wenden, so soll jeder Mensch auf seiner Ebene sein Bestes geben ..." Vielleicht ist es nicht lebenswichtig, daß man weiß, was getan werden muß, und es ausführt; doch manchmal ist es auf eigene Weise heldenmütig. Danken wir Gott für die aufrichtigen, herrlichen Männer, Frauen und Kinder, die ungeachtet aller Schwierigkeiten und Fehlschläge alle Tage gründlich und gewissenhaft ihre Pflicht erfüllen; für die gläubigen Menschen, für alles Einfache, für die sich immer wiederholenden Aufgaben — für gut vollbrachte Arbeit — für „die Poesie des Alltäglichen". O